

Reinhold-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: von-Dehnen-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Bank- und Postkonten: Hannover 22 730

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Amstliches Organ für den Kreis Ahaus.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstr. 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Kreiszeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

54. Jahrgang.

Nummer 255

Sonntag, den 16. September 1934

Jahrgang 1934

Montag oder Dienstag Aufnahme Sowjetrußlands?

Die Krise des französisch-polnischen Bündnisses.

DNB Paris, 15. Sept.

Der Eintritt Sowjetrußlands in den Völkerbund und der sogenannte polnische Zwischenfall stehen in der Morgenpresse noch immer im Vordergrund des Interesses. Die Blätter sind allgemein der Ansicht, daß die Aufnahme Sowjetrußlands in den ersten Tagen der kommenden Woche erfolgen werde. Die Unterzeichnungsliste für die Einladung soll nach dem „Petit Parisien“ von heute ab herumgereicht werden, so daß die Sowjetrußlands Abordnung bereits am Montag oder Dienstag ihren Einzug in den Völkerbundspalast halten könnte. Außenminister Barthou wird am Mittwoch nach Ansicht der Blätter Genf verlassen, um sich mit seiner Regierung in Verbindung zu setzen und anschließend zur Behandlung der österreichischen Frage und der Saarfrage nach Genf zurückzukehren.

Das „Echo de Paris“ ironisiert die Zusammenkunft zwischen Beneß, Litwinow und Litwinow und schreibt, Litwinow habe sich sehr geschmeichelt über die Eifer, den man wegen der Aufnahme Sowjetrußlands in den Völkerbund an den Tag lege.

Die von Polen aufgeworfene Minderheitenfrage und die Antworten des englischen, italienischen und französischen Außenministers veranlassen die Blätter zu längeren Erörterungen, in denen sie die Ansichten der drei Vertreter der Großmächte unterstreichen. Nur die Ausführungen Molotski werden hier und da mit Zurückhaltung aufgenommen, da es nicht verkannt werden darf, daß die Notwendigkeit der Revision gewisser territorialer Klauseln hinzuweisen. Vom moralischen Standpunkt aus, so schreibt „Petit Parisien“, seien die Ausführungen unangebracht, vom psychologischen Standpunkt aus seien sie das Zeichen einer ersten revisionistischen Erklärung, die der Vertreter eines großen Landes von der Tribüne des Völkerbundes abgegeben habe. Im übrigen ist es der Ansicht, daß der polnische Außenminister trotz der drei Erklärungen eine der nächsten Gelegenheiten benutzen werde, um zu sagen, daß Polen den von ihm vertretenen Standpunkt vollinhaltlich aufrechterhalte. Auf der anderen Seite hält man es für wahrscheinlich, daß die Angelegenheit nochmals vom Völkerbundsrat oder gar vor dem Haager Schiedsgerichtshof behandelt werden wird. Das „Echo de Paris“ glaubt zu wissen, daß auf einer der nächsten Sitzungen ein Mitglied des Völkerbundes von Bed. Auffassung über die polnischen Absichten berichten werde. Solange diese Frage nicht völlig beseitigt ist, schreibt „Petit Parisien“, man den Völkerbund und das französisch-polnische Bündnis als in der Krise befindlich betrachten. Sollte der polnische Außenminister den bisherigen Weg fortsetzen, so werde das notwendige dazu führen, daß er sich sowohl abseits vom Völkerbund als auch abseits von dem französisch-polnischen Bündnis stellt.

Das „Petit Journal“ behandelt ebenfalls diese Spannung und läßt die Meinung nicht gelten, daß der Völkerbund der Ausgangspunkt dieser Meinungsverschiedenheiten sei. Es scheint vielmehr — nach Ansicht des französischen Blattes —, daß zwischen deutschen und polnischen Militärkreisen eine gewisse Gedankenengstlichkeit besteht, die man gerne in die Tat umsetzen möchte. (11) Nur das „Journal“ fragt sich besorgt, ob die französische Regierung die Absicht habe, das französisch-polnische Bündnis einer Annäherung an Rußland zu opfern, und Polen aus dem Völkerbund zu stoßen unter dem Vorwand, daß es die Verfahrensregeln verletzt habe.

Die Sowjetantwort für den Völkerbund annehmbar?

DNB London, 15. September.

Reuter meldet aus Genf: In französischen Kreisen wird erklärt, daß die Sowjetrußlands Antwort annehmbar sei und daß es jetzt möglich sein werde, auf die Einladung den normalen Gang folgen zu lassen, der zur Zulassung Sowjetrußlands zum Völkerbund führen werde.

Warschauer Massenkundgebung für Genfer Erklärung Becks.

DNB Warschau, 15. September.

Auf dem Wladyslaw-Platz in Warschau fand am Freitagabend eine von ca. 30 000 Personen besuchte Massenkundgebung der sozialen und Militärverbände statt, um der Solidarität der polnischen Nation mit dem Genfer Schritt des Außenministers Beck Ausdruck zu verleihen. In Ansprachen wurde darauf hingewiesen, daß in Polen alle Bürger ohne Unterschied die gleiche Behandlung erfahren und daß Polen durch den Schritt Becks in Genf die indirekte Kontrolle internationaler Organe abgelehnt habe. Im Anschluß an die Kundgebung marschierte ein großer Zug durch die fahnenbesetzten Straßen unter Hochrufen auf Polen und Marschall Pilsudski.

Ähnliche Kundgebungen fanden auch in anderen Städten Polens statt. Zahlreiche Organisationen und Verbände erklärten in Kundgebungen, die an Beck nach Genf telegraphiert wurden, ihr Einverständnis mit der Erklärung des Außenministers.

Auch die gesamte Presse billigt diese vorbehaltslos. Sowohl die regierungsfreundlichen wie die oppositionellen Blätter erkennen an, daß die von Beck in seiner Rede vorgebrachten Gründe gerecht seien.

Von der ersten Obersten Heeresleitung zur zweiten.

Moltkes Zusammenbruch Falkenhayns Berufung.

Von unserm militärischen Mitarbeiter.

Am 10. September 1914, dem Tage des Rückzuges der deutschen Westarmeen an der Marne, vermerkt der Chef des Kaiserlichen Militärkabinetts, General der Infanterie Freiherr von Lynder in seinen Tagebuchaufzeichnungen: „Die Lage ist äußerst ernst. Wenn Moltke die Nerven verloren hat, müßte etwas geschehen, um die Führung zu sichern“. Schon seit Tagen ist der Umgebungs des Kaisers und den Mitarbeitern des Generalobersthefs aufgefallen, daß die Spannkraft des Generalobersten bedeutend nachgelassen hat. Am 11. September um 5 Uhr morgens tritt Moltke mit Oberst Tappen, dem Chef der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung, und Oberst von Dommé, dem Chef

der Politischen Abteilung, seine am Abend zuvor beschlossene Fahrt zu den im Rückzuge befindlichen Armeen an. Dann kehrt er eilig ins Große Hauptquartier zurück. Bei den Armeen ist es allen, mit denen er sprach, nicht entgangen, wie schwer die Ereignisse auf dem Chef des Generalstabes des Feldheeres lasten. Auf seine nächsten Begleiter macht er den Eindruck eines Schwerkranken. Am 13. September schreibt General von Lynder in sein Tagebuch: „Es ist klar, daß es seit dem Einrücken in Frankreich an der nötigen straffen Leitung durch den Generalstab vollständig gefehlt hat. Moltke ist durch die Ereignisse völlig niedergedrückt, seine Nerven sind dieser Lage nicht gewachsen.“

Der Generaloberst ist sich seines Zustandes selbst durchaus bewußt; er spürt, daß sein Gesundheitszustand der ungeheuren Belastungsprobe dieser Tage kaum standhalten kann. Am 13. ist sein Zustand so schlimm, daß er die geplante zweite Fahrt zu den Armeen nicht mehr machen kann, obgleich die Notwendigkeit

neuen Eingreifens der Obersten Heeresleitung dringend erwiesen ist. Der Generalquartiermeister Generalleutnant von Stein muß ihn vertreten.

Am 14. September hält Moltke seinen üblichen Tagesvortrag vor dem Kaiser. Allen Anwesenden Preussischen Kriegsminister Generalstabchefschwerkrank ist. Er selbst schweigt und tut seine Pflicht. Aber für ihn wie für alle ist die Situation unerträglich. Der Nachmittag bringt endlich die Lösung. Der Chef des Militärkabinetts schlägt dem Kaiser vor, den Generalobersten seiner Stellung zu entheben und den Preussischen Kriegsminister Generalleutnant von Falkenhayn an seine Stelle zu setzen. Der Kaiser stimmt zu, schweren Herzens, denn Moltke hat ein Leben lang dem Vaterlande in selbstloser Hingabe gewidmet, ist seit Jahren sein erster Berater und ihm überdies ein treuer und aufrichtiger Freund.

Freiherr von Lynder hat die schwere Pflicht, dem kranken Generalobersten die Entscheidung des Obersten Kriegsherrn zu überbringen. Moltke berichtet selbst darüber in seinen Erinnerungen:

„Nachmittags erschien Lynder bei mir auf dem Bureau und sagte mir, der Kaiser ließe mir sagen, er habe den Eindruck, daß ich zu krank sei, um die Operationen weiter leiten zu können. Seine Majestät hätten beföhlen, ich solle mich krank melden und nach Berlin zurückfahren, General von Falkenhayn solle die Operationen übernehmen. Das alles kam ohne jede Vorbereitung über mich. Ich ging sofort zu General von Falkenhayn und teilte ihm den Befehl seiner Majestät mit. Wir gingen zusammen zum Kaiser. Ich sagte, daß ich glaube, es werde in der Armee und im Auslande keinen guten Eindruck machen, wenn ich unmittelbar nach dem Rückzug der Armee fortgeschickt werde. General von Falkenhayn trat dieser Ansicht entgegen. Der Kaiser meinte darauf, Falkenhayn solle Generalquartiermeister fungieren, und ich solle „pro forma“ bleiben. Falkenhayn erklärte, er könne die Operationen nur übernehmen, wenn er völlig freie Hand habe. Ich konnte dies nur anerkennen. So blieb ich im Großen Hauptquartier, während mir alles aus der Hand genommen wurde und ich ohne allen Einfluß als Zuschauer dastand.“

So vollzog sich, in der Schicksalsstunde des Weltkrieges, dem deutschen Volke unbewußt, der Führerwechsel in der Obersten Heeresleitung. Zur Wahrung des Scheines nach außen blieb Generaloberst von Moltke Generalstabchef, in Wirklichkeit hatte die Leitung schon General von Falkenhayn; erst am 8. November erfolgte der offizielle Rücktritt Moltkes. Am 14. September bestimmte eine kaiserliche Kabinettsordre an die höheren Kommandobehörden, daß die Befehle der Obersten Heeresleitung in Vertretung des Generalobersten und Generaladjutanten von Moltke der Generalleutnant von Falkenhayn zeichnen werde. Damit war die Verantwortung für die künftigen Operationen auf diesen übergegangen; er übernahm noch am Abend des 14. September neben seinem Amte als Kriegsminister die Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Feldheeres.

General von Falkenhayn hatte sich zu dem verantwortungsvollen Posten des Generalstabchefs nicht gedrängt, jedoch scheint er mit der Möglichkeit, für Moltkes Nachfolgerschaft in Frage zu kommen, schon seit einer Anfrage des Chefs des Militärkabinetts vom 8. August gerechnet zu haben. Die Erbschaft Moltkes konnte von ihm kaum als ein beneidenswertes Glück angesehen werden. Er hat sich deshalb auch zuerst nachdrücklich dem Militärkabinetts gegenüber gewehrt, aber schließlich geglaubt, sich dem Rufe des Kaisers nicht widersehen zu dürfen. Seiner Ernennung standen auch erhebliche Bedenken entgegen. Nach den im preussisch-deutschen Heere festgewurzten Ansichten war der neue Generalstabchef keineswegs durch sein Dienstalter für seinen neuen Posten vorherbestimmt. Er war 52 Jahre alt, also, von den fürstlichen Oberbefehlshabern abgesehen, jünger als alle kommandierenden Generale und Armeeführer. Er gehörte auch nicht zu dem engeren Kreise jener Generalstabsoffiziere, die Graf Schlieffen auf operativem Gebiete zu seiner unmittelbaren Mitarbeit herangezogen hatte. Zwar hatte er in jüngeren Jahren auf Grund vortrefflicher Leistungen auf der Kriegsakademie sowohl im Großen Generalstabe als auch im Truppengeneralstab Verwendung gefunden, aber gerade in dem für die Schulung des Generalstabs so bedeutungsvollen Jahrzehnte 1896–1906 hatte er sich in militärischer Verwendung in China und Rußland befunden. So war er nicht der Typus des in strenger Schule strategisch durchgebildeten höheren Generalstabsführers, sondern ein „Außensteher“, der nicht gerade mit Wohlwollen und ausgesprochenem Vertrauen von denen betrachtet wurde, die sich in jahrelanger Arbeit um das Eindringen in Schlieffens Lehren bemüht hatten.

War der neue Chef des Generalstabes so weniger ein Mann theoretischer Kenntnisse und Studien, so war er doch andererseits ein Mann der praktischen Arbeit von offenherziger organisatorischer Begabung, dessen Gesichtskreis sich durch

Deutsch-englische Wirtschaftsverhandlungen.

Eine englische Abordnung kommt nach Berlin.

London, 15. September.

Amstlich wird gemeldet: Die britische und die deutsche Regierung haben vereinbart, daß eine Abordnung, die von Sir Frederic Leith-Ross, dem Hauptwirtschaftsberater der englischen Regierung, geführt wird, sofort nach Berlin abreist, um Verhandlungen über die wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen der beiden Länder zu beginnen, die durch die neuen deutschen Maßnahmen der Einfuhrkontrolle und der Verfügung über Auslandsdevisen berührt werden.

Die Nachricht von der Entsendung der englischen Abordnung nach Berlin findet in der englischen Presse sehr starke Beachtung. Es wird gemeldet, daß die britische Abordnung am Montag abreisen wird. Es werden ihr außer Sir Frederic Leith-Ross der Beamte des Handelsamtes, Hill, dessen Sondergebiet die Handelsbeziehungen und Handelsverträge sind, und der finanzielle Berater der britischen Botschaft in Berlin, Pinfent, angehören. Die Ernennung der Abordnung wird als ein Zeichen dafür erklärt, wie ernst die Entwicklung der Handels- und Finanzbeziehungen zwischen Deutschland und England geworden sei. Als die beiden Hauptgegenstände werden die neue deutsche Politik der Einfuhrkontrolle und die Frage der deutschen Bezahlung von gelieferten britischen Waren bezeichnet. Die britische Regierung soll bisher noch

keine näheren Mitteilungen über die neue deutsche Politik beifügen, und die britische Abordnung dürfte die Verhandlungen daher mit dem Ersuchen nach Aufklärung in dieser Beziehung beginnen.

„Financial News“ schreibt, der ursprüngliche Eindruck, daß Dr. Schacht mit seiner neuen Politik der Einfuhrkontrolle das deutsch-englische Devisenabkommen abrichtig zerrört habe, scheint sich nicht zu bestätigen; denn auf die Ankündigung der neuen Politik sei unmittelbar eine Einladung zur Entsendung einer britischen Abordnung gefolgt.

Das Deutsche Nachrichtenbüro erzählt hierzu, daß die Verhandlungen voraussichtlich am nächsten Mittwoch in Berlin beginnen werden.

An der obigen englischen Meldung ist im übrigen ein Punkt richtigzustellen. Es ist dort von einer neuen Politik der Einfuhrkontrolle die Rede. Die neuen deutschen Maßnahmen haben mit Einfuhrkontrolle nichts zu tun.

Die Einfuhr bleibt an sich unberührt. Durch die neuen deutschen Maßnahmen wird nur das jetzige System der nachträglichen Devisenreparatur durch ein System der vorherigen Devisenzuteilung ersetzt. Die Importeure werden dadurch in die Lage gesetzt, vor der Einfuhr zu wissen, ob sie auf Devisenzuteilung rechnen können oder nicht. Durch diese Neuordnung soll gerade den Beschwerden des Auslandes, besonders Englands, vorgebeugt werden, daß Deutschland Waren einführe, die aber infolge Devisenmangels nicht bezahlt werden könnten.

Wien feiert einen Helden aus der Zirkenzeit.



In Wien fand eine große Feier für den Kapuzinermönch Marcus von Noiano statt, an der auch Bundespräsident Miklas (links) und der Kardinal von Wien, Erzbischof Dr. Innitzer (in der Mitte) teilnahmen. Marcus von Noiano hatte sich vor 300 Jahren, als die Türken Wien belagerten, besondere Verdienste erworben. Unser Bild zeigt die Feier.

langen Aufenthalt im Auslande, vor allem auch im politischen Hinsicht, gewahrt hatte, und unzweifelhaft gehörte er in seiner jugendlichen Frische, seiner großen geistigen und körperlichen Beweglichkeit und der weltgewandten Sicherheit seines Wesens zu den hervortretenden Erscheinungen des deutschen Heeres.

Die Verantwortungslosigkeit, mit der General von Falkenhayn trotz der schwierigen Lage auf beiden Kriegsschauplätzen sein neues Amt übernahm, blieb nicht ohne Eindruck auf seine Mitarbeiter. Was diese ersten Tage von ihm forderten, war Außerordentliches: er übernahm die Führung des größten Krieges im Augenblicke der stärksten Depression. Da er im Großen Hauptquartier als Reichsminister den Verlauf und den unglücklichen Ausgang der bisherigen Operationen hatte beobachten können, so kannte er die Größe seiner Verantwortung, die außerordentlich schwierige Lage und Gefahr, nicht nur im Westen, sondern auf dem ganzen Kriegsschauplatz. Es galt für ihn, sich trotz der ihm vorläufig anhaftenden Unsicherheit in der technischen Beherrschung der Führungsaufgabe zu neuen, schöpferischen operativen Entschlüssen durchzuringen und im Gegenstande zu der bisherigen, zu lockeren Führung einen starken und klaren Führerwillen zur Geltung zu bringen.

Seine feste Energie schuf sehr bald Ruhe in dem von tiefer Sorge erfüllten Großen Hauptquartier. Wenige Tage angespannter Arbeit genühten ihm, sich über die militärische Lage den nötigen Überblick zu verschaffen und mit den übrigen Dienststellen des Großen Hauptquartiers die erforderliche Fühlung herzustellen. Sehr erleichtert wurde ihm dieses Einleben in die neue Stellung auch dadurch, daß er sich nicht entschloß, den Kreis der bisherigen Mitarbeiter seines Vorgängers zu verändern, sondern daß er die bewährten Spezialisten des Großen Generalstabes beibehielt, die mit der Vorbereitung, der Problematik und dem bisherigen Verlauf des großen Krieges, insbesondere auch mit der Gedankenwelt des verstorbenen Generalstabschefs Grafen Schlieffen auf das Intimste vertraut waren. So verblieben vor allem als seine engsten Helfer bei ihm der Chef der Operationsabteilung Oberst Tappen, der Chef der Politischen Abteilung Oberst von Dörmann, der Chef der Nachrichtenabteilung Oberstleutnant Hentrich, sowie Oberstleutnant von Fabeck für die Personalangelegenheiten und den gesamten Geschäftsbetrieb und Major Nicolai für den Erhebungsdienst. In seiner weiteren Umgebung befanden sich der Generalquartiermeister Generalmajor von Voigts-Rheke, später durch Generalmajor Wild von Hohenborn abgelöst, dessen Nachfolger Generalleutnant Freiherr von Freytag-Loringhoven wurde (Stabschef Generalmajor Böllner), der Generalintendant Generalmajor von Schoeler, der Chef des Feldpostwesens Generalleutnant Sieger, der Chef des Stabes der Luftstreitkräfte, der zugleich die Stelle ihres Kommandeurs wahrnahm, Major Thomsen, der Chef des Feldpostbahndienstes Oberst Groener, der General von der Infanterie General der Artillerie Lauter, der General vom Ingenieur- und Pionierkorps General der Infanterie von Claer und der Chef des Feldsanitätswesens Generalstabsarzt Dr. von Schjerning.

Das deutsche Volk schuldete dem General von Falkenhayn Dank dafür, daß er in den schweren Kriegstagen des September 1914 die seinem Vorgänger entgitterten Fäden aufnahm und unverzagt, mit seiner elastischen Natur und seinen starken Nerven, an die ungeheure Aufgabe heranging, zu einer Zeit, als Sorge und Pessimismus sich auf die meisten Gemüter senkten. Allerdings konnte Falkenhayn die ganze Schwere der Last, die er auf sich nahm, im September 1914 noch nicht übersehen. „Noch konnte er nicht ahnen, daß im Westen und Osten der Stellungskrieg uns Fesseln anlegen würde, die das deutsche Heer der Möglichkeit beraubten, seine beste Kraft in der Operation im freien Felde zu entfalten. Noch war nicht vorauszu sehen, wie die Blockade jahrelang an der Kraft des deutschen Volkes gesenken würde, bis es zusammenbrach.“

General von Falkenhayn fühlte die Kraft in sich, die Fäden fester zu fassen, als es im Marne-Feldzuge seinem Vorgänger gelungen war, und er wußte, daß er auch nach und trotz der Marne-Schlacht in seiner hervorragenden Truppe ein unbedingt zuverlässiges Werkzeug zur Durchführung seiner Pläne in der Hand haben würde. Wer wollte ihm den optimistischen Glauben jener Tage an seine Sendung verargen! „Der Feldherr muß an seinen Stern glauben!“ Generalstabschef Graf von Schlieffen schreibt in seinem berühmten Aufsatze „Der Feldherr“:

„Die Aufgabe des Feldherrn ist, einen Gegner, auch einen stärkeren, von dem er nicht weiß, wo er steht, wo hin er geht, was er beabsichtigt, zu vernichten oder völlig niederzuwerfen. Den Weg, den er gewählt hat, um dieses Ziel zu erreichen, muß er hartnäckig verfolgen, alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten voll Kraft überwinden, bis zum Ziele schnell eine Abhilfe finden, den Erfolg bis zum letzten Augenblicke anstreben, die schicksalhafte Handstreichung abwarten. Um das zu vollbringen, muß ihn etwas Uebermenschliches, Ueberirdisches, wenn man es gerne oder nenne man es anders, durchdringen. Des Feindes und des Schicksals einer höheren Macht muß er sich bewußt sein. Dieses Bewußtsein ist Cäsar gewiß, als er von Brindisium im kleinen Boot bei kühnem Wetter nach Dyrrachium übergeht und dem verzagenden Schiffer zuruft: „Warum fürchtest Du Dich? Hast Du nicht Cäsar an Bord?“

Auch General von Falkenhayn, der den größten Krieg der Weltgeschichte für Deutschland gewinnen sollte, stand vor einer stürmischen Fahrt. Daß er unverzagt das ihm anvertraute Steuer in die Hand nahm, hat ihm unser Volk zu danken. Daß er kein Cäsar war, — wer wolle es ihm als Schuld anrechnen? Fast zwei Jahre lang hielt er das Steuer in Händen. Dann lag offen zugute, daß die Führung der Operationen durch ihn einen entscheidenden Erfolg nicht eingebracht, aber zu schweren Krisen geführt hatte. Die Lage im Innern hatte sich außerordentlich verschlechtert.

Seine Führung war in der Bismarckung des Stellungskrieges ersahmt; von ihr, die das Aushalten, das „Durchhalten“ zum Grundprinzip gemacht hatte, war die Entscheidung nicht zu erwarten; die erwartete „Ermattung“ trat nicht bei den Gegnern, sondern bei den Mittelmächten ein. So berief der Kaiser am

Der Einfuhrüberschuß sinkt.

Die Folge der zielbewußten neuen Wirtschaftspolitik.

Von 41 Millionen auf 9 Millionen ermäßigter Einfuhrüberschuß.

DNB Berlin, 15. Sept.

Im August konnte die Passivität der deutschen Außenhandelsbilanz nicht unerheblich vermindert werden. Der Einfuhrüberschuß ermäßigte sich von 41 Mill. RM im Juli auf nicht ganz 9 Mill. RM. Im August 1933 war allerdings die Handelsbilanz noch mit 66 Mill. RM. aktiv. Die Verbesserung der Handelsbilanz ist zurückzuführen auf eine Verminderung der Einfuhr einerseits und Steigerung der Ausfuhr andererseits. Die Einfuhr betrug 342,5 Mill. RM gegen 362,8 Mill. RM im Vormonat, was um 6 v. H. geringer. Den stärksten Anteil an dem Rückgang hatten Lebensmittel und Getränke, die von 98,9 Mill. RM im Vormonat auf 81,4 Mill. RM zurückgingen. Diese Verminderung ist ebenso wie ihre Steigerung im Vormonat als eine Saisonerscheinung zu betrachten. Die Rohstoffeinfuhr ging weiter von 199,2 auf 194,9 Mill.

29. August 1916 Hindenburg zum Chef des Großen Generalstabes, Ludendorff zum mitverantwortlichen Ersten Generalquartiermeister.

Die ersten Erfahrungen mit dem Landjahre in Preußen.

✓ Berlin, 15. September.

Ueber die ersten Erfahrungen, die mit der Einführung des Landjahres in Preußen gemacht worden sind, sprach am Freitagabend vor Pressevertretern der Referent im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Schiffer. Ministerialdirektor Dr. Bahlmann prägte in einer kurzen Begrüßungsansprache den Satz: Jeder junge Deutsche einmal auf das Land!

Dann ergriff Referent Schiffer das Wort, der nach einem geschichtlichen Rückblick einige grundsätzliche Gedanken des Landjahres herausstellte. Er betonte, daß dieses Gesetz insbesondere die schulentlassene Jugend der Großstadt umfasse und daher vor allen Dingen das Familienleben der ehemals marxistischen Kreise beeinflussen solle, denn es erstreckte sich auf die schulentlassenen 14jährigen Jungen und Mädchen und bringe sie zur Gewöhnung an ländliche Arbeit und zur Gemeinschaftserziehung auf das Land. Landaufenthalt und gemeinsame Arbeit mit den Bauern solle der Großstadtyugend in ihrem entscheidenden Entwicklungsalter die Grundlagen für eine natürliche Lebenshaltung geben. Für den Nationalsozialismus sei das Landjahr die gegebene Gemeinschaftserziehung, durch die die gesamte deutsche Jugend hindurchgehen solle. Bei der Führerausbildung zum Landjahr werde gleich großer Wert auf die praktische Ausbildung wie auf die nationalsozialistische Schulung gelegt. Der Nationalsozialismus verlange im Landjahr Führer und nicht Vorgelegte, Gefolgschaft und nicht Untergebene. Die Erziehungsmittel des Landjahres seien Fleiß und Disziplin, Tat und Arbeit. Für die jungen Mädchen stelle die deutsche Frau und Mutter, deren Verantwortungsgefühl über die Familie hinaus dem ganzen Volksgang zugewendet sei, das Erziehungsideal dar. Das Landjahr wolle aber nicht Berufsschule sein, sondern es erstrecke die nationalsozialistische Durchbildung der Gesamtpersönlichkeit im Geiste des Führers.

Dereidigung der evangelischen Kirchenbeamten.

DNB Berlin, 15. September.

Der Reichsbischof und der Rechtswalter der deutschen evangelischen Kirche haben eine Verordnung erlassen, der zufolge die Vereidigung der kirchlichen Beamten nach dem Reichsgesetz vom 20. August 1934 über die Vereidigung der öffentlichen Beamten und Soldaten der Wehrmacht vorzunehmen ist. Zu den kirchlichen Beamten gehören auch die Geistlichen, die im Haupt- oder Nebenamt im Dienst der kirchlichen Verwaltung stehen, ferner die Kirchengemeindebeamten. Durch dieses Gesetz ist das am 9. August beschlossene entsprechende Kirchengesetz zum Teil aufgehoben worden. Ueber die Durchführung des neuen Gesetzes haben die obersten Kirchenbehörden bis zum 21. September 1934 zu berichten. Auf Grund des Gesetzes hat Ministerialdirektor Jäger gestern bereits die Vereidigung der Beamten des Oberkirchenrates in Stuttgart vollzogen.

Neue Hebe gegen das Deutschtum im Memelgebiet.

DNB Litau, 15. September.

Im Memelgebiet hat seit Mittwoch eine neue Hebelkampagne gegen das Deutschtum eingesetzt, die durch das herausfordernde Verhalten maßgebender litauischer Stellen gefährliche Ausmaße anzunehmen droht. Aus Anlaß einer zurzeit noch völlig ungeklärten Beschädigung der Anlagen um das litauische Freiheitsdenkmal, wobei aber das Denkmal völlig unversehrt blieb, hat Mittwoch und Donnerstag der litauische Schutzherrverband Protestverclammlungen einberufen, die sich zu einer unerhörten Herausforderung gegen Deutschland und gegen das Deutschtum im Memelgebiet gestalteten. Im Versammlungssaal waren Aufschreie zu hören, wie „Litauisches Direktorium und litauischer Magistrat über das Gebiet von den Vaterlandsverrättern“. Dem deutschen Drang nach Osten stellen wir den Drang nach Westen in litauischen Land gegenüber. — Fremde strecken ihre blutbesiedelten Hände nach unserem Gebiet! — „Aus mit den Vätern der Raubritter aus unserem Lande.“ In ähnlichem Sinne sprachen der Vorsitzende des Memeler Schutzherrverbandes und der Vorsitzende des litauischen Nationalverbandes. In der angenommenen Entschließung werden der Gouverneur und das Direktorium aufgefordert, „das aus der Fremde kommende Verbrechen mit Stumpf und Stiel auszumerzen!“

Beruhigung im amerikanischen Textilstreik.

Transportarbeiter-sympathiestreik?

8 Washington, 15. September.

Die Lage im amerikanischen Textilstreik scheint sich allgemein etwas beruhigt zu haben, obwohl in den Staaten Connecticut, Maine, Nord-Carolina und Georgia weitere Abteilungen Nationalgarde mo-

RM zurück. Der Rückgang ist mit 2 v. H. wesentlich geringer als im Vormonat, in dem er mehr als 10 v. H. betragen hatte. Bei einzelnen Waren, insbesondere Textilrohstoffen, Mineralölen, Holz und Kaustik, ergaben sich zwar noch nennenswerte Einfuhrrückgänge; ihnen stehen aber auf anderen Warengebieten, vor allem bei Desfrüchten, Steigerungen gegenüber. Die Fertigwareneinfuhr hat sich geringfügig von 62,3 auf 63,7 Mill. RM erhöht. Die Erhöhung der Fertigwareneinfuhr ist auf 334 Mill. RM, also um etwa 4 v. H. gestiegen. An der Steigerung waren Rohstoffe und Fertigwaren in etwa gleichem Verhältnis beteiligt, und zwar stieg die Ausfuhr von Rohstoffen und halbfertigen Waren von 61,9 auf 64,4 Mill. RM und die Ausfuhr von fertigen Waren von 250,4 auf 262,2 Mill. RM. Die Ausfuhr von Lebensmitteln und Getränken ging leicht von 8,8 auf 7,1 Mill. RM zurück. Bei der Ausfuhr von Rohstoffen ist eine Erhöhung der Lieferungen von Kaustik um 1,3 Mill. RM hervorzuheben. An der Steigerung der Fertigwarenausfuhr waren Textilfertigerwaren mit 4,5 Mill. RM, chemische und pharmazeutische Erzeugnisse mit 2,5 Mill. RM, Maschinen mit 1,9 Mill. RM und Papier und Papierwaren mit 1,1 Mill. RM beteiligt.

bilisiert wurden. Präsident Roosevelt wird am Sonntag mit Kriegesminister Dern und dem Kommandanten des 2. Bundesarmekorpsbezirks in Newport (Rhode Island) die Streitkräfte besprechen. Die Gesamtzahl der freitenden Textilarbeiter wird augenblicklich mit 400 000 angegeben. Die Vollortierergewerkschaft ordnete den Streik von 8000 Vollortierern an, falls ihre Forderungen auf Lohn- und Arbeitszeit nicht bis Sonnabend abend angenommen werden. Die Textilstreikleitung gab bekannt, sie werde die Transportarbeiter ersuchen, jede Baumwollwareneinfuhr zu verhindern. Die Streikleitung nimmt nämlich an, daß die Lagerbestände an Baumwollwaren in den Vereinigten Staaten bald erschöpft sein werden und hofft daher, daß diese Maßnahme zur baldigen Beendigung des Textilstreiks beitragen werde.

Der Rira-Berwalter, General Johnson, hat jetzt zum ersten Mal seit dem Ausbruch des Textilarbeiterstreiks zu diesem gewaltigen Arbeitskampf Stellung genommen. Johnson erklärte, der Streik sei ein schwerer Verlust gegen das Abkommen, das vor Unterzeichnung des Textilsabkommens mit dem Vorkriegs-Textilarbeitergewerkschaft, McMahon, geschlossen habe. — In Concord (Nord-Carolina) hat die Nationalgarde unter Anwendung von Tränengas und Seitengewehren die Streikenden aus einer von diesen besetzten Fabrik vertrieben.

Treitschkes 100. Geburtstag

Am 15. September 1834, also vor hundert Jahren, wurde Heinrich von Treitschke geboren, der Historiograph des preussischen Staates und bedeutendste nationalpolitische Geschichtsschreiber der Bismarckzeit.

Die Jugendbeindrücke Treitschkes wurden bestimmt durch das staatliche Chaos auf deutschem Boden. So reifte der Jüngling im fortwährenden Kampf gegen den partikularistisch geknüpften Vater, einen sächsischen General und Gegner Preußens, zum deutschen Patrioten heran. Mit Prophetenblick erkannte Treitschke Preußens Sendung. Er war Vorkämpfer der deutschen Einheit unter Preußens Führung. Die Natur hatte ihn mit glänzenden Gaben ausgestattet: mit dem Gespür der Bedeutsamkeit und mit der Gabe wundervoller Darstellung. In seinem Urteil war er scharf und absolut. Seine politische Lebensanschauung bewahrte ihn allerdings nicht vor Einseitigkeit. Als Historiker war er reichlich subjektiv. Aber auch, wer ihm und seinen Werken mit Einschränkung gegenüber steht — und das ist auf katholischer Seite nicht nur in Erinnerung an den Kulturkampf der Fall, den er als nationalliberaler Politiker bejahte, später allerdings, mehr konservativ geworden, verurteilte — wird ihm nicht die Bedeutung eines der großen deutschen Historiker des vorigen Jahrhunderts absprechen. Seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ gehört zu den Standardwerken der Geschichtsschreibung.

Am dem Hause in Berlin, in dem er lange Jahre gewohnt hat und gestorben ist, ist jetzt aus Anlaß seines 100. Geburtstages eine Gedenktafel angebracht worden, auf der zu lesen steht: „Zum Andenken des deutschen Mannes, der unerschrocken und leidenschaftlich für deutsches Volkstum und nationale Politik kämpfte, Heinrich von Treitschke, geboren in Dresden am 15. September 1834, gestorben in diesem Hause am 28. April 1906. Die Stadt Berlin.“

Sieben Armeedenkmäler auf Bugr Hoheneck.

DNB Alzenberg, 14. Sept.

Am 23. September wird die Burg Hoheneck in Mittelfranken gelegene Burg Hoheneck einen Festtag größten Stils erleben, da an diesem Tage am dortigen Feldweg sieben Denkmäler eingeweiht werden. Es handelt sich um sieben Armeedenkmäler, und zwar einen Gedenkstein zur Erinnerung an die Schlacht bei Raxfeldt mit den Bildnissen der Heerführer von Below und Krauß, ferner den Gedenkstein für Oberst Bruchmüller, die Gedenksteine der Kavallerie mit Oberst von Schmiedt, der Marine mit Admiral von Scharf, der Pioniere mit General von Mudra, der Flieger mit Boelke und der U-Boote mit Weddigen. Auch am Grabe des ehemaligen Vizepräsidenten Boelke werden, wie an den übrigen Gedenksteinen, Kränze niedergelegt werden. Zu der großen Kundgebung werden zwei Heerführer der verbündeten Armeen des Weltkrieges sprechen: General Otto von Below und der österreichische General Alfred Krauß.

Im Nebel havariert.

DNB Kopenhagen, 15. September.

Am Freitag morgen gegen 3 Uhr wurde nordöstlich der Insel Bornholm der eckelnde Schoner „Paermunga“ aus Bernau, ein 500-Tonnen-Schiff, das von Shoreham in England nach Kofka unterwegs war, bei unfühigem Wetter von dem Kreuzer „Königsberg“ angefahren, wobei der Klüverbaum des Schoners beschädigt wurde. Der Kreuzer „Leipzig“, der in Kielwälder der „Königsberg“ folgte, konnte nicht vermeiden, daß er den Schoner ebenfalls freistrafte, ohne daß jedoch weitere schwerwiegende Beschädigungen eintraten. Der Schoner wurde durch ein deutsches Torpedoboot nach Rönne zur Ausbesserung abgeschleppt.

Die Ministerien der katholischen Kirche.

Die Kongregationen der römischen Kurie. Von unserm römischen Korrespondenten.

II. Rom, Mitte September.

Eine der am meisten beschäftigten Kongregationen ist die mit der Kurialreform von 1908 erstmalig eingerichtete Sakramentskongregation. Sie ist für Entscheidungen und Gesetzgebung in allen Fragen zuständig, die mit den Rechtswirkungen und den rechtlichen Voraussetzungen der Sakramente zusammenhängen. (Die dogmatische Seite der Sakramente geht das Heilige Offizium, die liturgische Seite die Ritenkongregation an.) Von den drei Sektionen dieser Kongregation befassen sich zwei mit Ehefragen, und die lange Liste der beigeordneten Konfessoren läßt erkennen, daß hier außerordentlich viel Arbeit zu leisten ist. Die Sakramentskongregation gilt demgemäß als die am meisten beschäftigte Kongregation. Ihr gegenwärtiger Präfekt ist Kardinal Lega. (Amtsitz: Apostolische Kanzlei.)

Sehr umfangreich ist auch der Verwaltungsapparat der Ritenkongregation, die ebenfalls im Palast der Apostolischen Kanzlei untergebracht ist. Ihr Präfekt ist gegenwärtig Kardinal Laurenti. Zu ihrem Beamtentum gehören hohe Prälaten, wie der päpstliche Sakristan, ein apostolischer Protokollar, der Dekan der Rota mit zwei Auditoren, der päpstliche Hoftheologe (immer ein Dominikaner). Wie der Name sagt, hat die Ritenkongregation die Aufgabe, die Einheitlichkeit des Ritus und der Zeremonien der abendländischen Kirche zu sichern. Dazu gehört auch die Aufsicht über das Reliquienwesen. Ihr umfangreichstes Arbeitsgebiet ist indes die Durchführung der Seligs- und Heiligsprechungsprozesse. Dabei werden die Interessen der Kirche durch den Generalprokurator und zwei Stellvertreter wahrgenommen.

Die Zeremonialkongregation hat mit der Verwaltung der Gesamtkirche nichts zu tun. Sie regelt die Vorschriften für die päpstlichen Gottesdienste und die Etikette des päpstlichen Hofes. Ihr Präfekt ist der Kardinaldekan, der ranghöchste Kardinalbischof Granito Pignatelli di Belmonte.

Die Seminar- und Universitätskongregation, kurz auch mit ihrem alten Namen Studientkongregation genannt, ist das Unterrichtsministerium der Kirche. Ihr unterstehen im Abendland alle Ausbildungsanstalten des Klerus: die vier päpstlichen Universitäten in Rom, die Ordenshochschulen, die römischen Nationalkollegien, kirchliche Universitäten, katholische Fakultäten und die Priesterseminare hinsichtlich der Lehre, der Lehrer und der Verwaltung. Neuerdings ist eine Abteilung für die kirchlichen Mittelschulen Italiens angegliedert worden. Die Studientkongregation, die übrigens auch an verdiente Gelehrte den Ehrendoktor verleihen kann (vor der Studienreform des gegenwärtigen Papstes hatten auch die wirklichen apostolischen Protokollare das Recht, jemand zum Doktor zu promovieren), hat ein eigenes Amtsgebäude an dem Platz vor Santa Maria in Trastevere in dem malerischen Stadtteil auf dem rechten Tiberufer. Ihr gegenwärtiger Präfekt ist Kardinal Bisletti.

Von den Aufgaben und dem Wirkungsbereich der 1822 von Gregor XV. gegründeten Kongregation der Glaubenspropaganda (de Propaganda Fide), bekommt man nur eine unzureichende Vorstellung, wenn man sie als das Missionsministerium der Kirche bezeichnet. Sie hat nicht nur reformatisch die Organisation, den Ausbau und die Sicherung des gesamten Missionswesens zu betreiben; sie ist zugleich die oberste Spitze einer Sonderverwaltung für alle diejenigen Gebiete des weiten Erdenrunds, in denen die kirchliche Hierarchie noch nicht durchgebildet oder noch nicht so weit gefestigt ist, daß sie in die normale Verwaltungsordnung der Kirche eingegliedert werden kann. Ueberall da also, wo eine kirchliche Organisation erst im Keime und im Wachstum gegeben ist und besonderer Schutzes bedarf, ist die Kongregation der Glaubenspropaganda zuständig — und zwar allgemein für alle Fragen, die in der normalen Verwaltungsordnung anderen Kongregationen zugewiesen wären; und wo in Fragen des Glaubens, des Ehrengeldes und der liturgischen Normen das Heilige Offizium, die Sakraments- und die Ritenkongregation zuständig bleiben, hat die Kongregation der Glaubenspropaganda wenigstens die Vermittlung zu übernehmen. Das ist der Sinn eines lateinischen Wortspruchs, der besagt, daß die Propaganda „die übrigen Kongregationen in ihrem Leibe“ habe. Sie ist also nicht nur das Pionieramt, sondern zugleich das Treibhaus der Kirche, das die jungen Pflanzungen solange umgibt, bis sie auf freiem Acker weiterbestehen können. Das gilt für die Missionsgebiete im engeren Sinne ebenso wie für diejenigen Länder des abendländischen Kulturkreises, die der katholischen Kirche zurückgewonnen werden sollen oder so sehr in der Isolierung leben, daß sie aus diesem Grunde aus der allgemeinen Kirchenverwaltung ausgegliedert werden. So waren bis zur Kurialreform von 1908 noch England, Irland, Schottland, Luxemburg, die Vereinigten Staaten und Neufundland der obersten Verwaltung der Propagandakongregation unterstellt, und heute noch sind ihr Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland zugeordnet. Den Präsekten der Propaganda (nach dem Tode des Holländers van Rossum ist es Kardinal Fumasoni-Biondi; Sekretär ist Erzbischof Salotti) hat man wegen der mit so weitgehenden Vollmachten ausgestatteten Sonderstellung seiner Kongregation den „roten Papst“ genannt. Er ist mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Missionswesens mit den Kolonialfragen auch eine weltpolitisch sehr wichtige Figur.

Der alte Palast der Propaganda steht in Rom in der Nähe des spanischen Platzes, ihr neu erbauter internationaler Kolleg nahe beim Vatikan auf der Höhe des Janiculum. Die Zentralverwaltung der beiden großen Missionswerke (des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung und des päpstlichen Werkes vom St. Petrus für den eingeborenen Klerus) ist der Propaganda angegliedert. (Fortf. folgt.)

Markt | **Geb. Pensing, Gronau**

Justus Möser's Westfalenbewußtsein.

Der Anwalt Westfalens im Jahrhundert der Aufklärung.

Von
Dr. P. Casser *)

In der Auseinandersetzung mit den Ideen und Wertungen der Aufklärung ist der Osnabrücker Staatsmann und Politiker Justus Möser unermüdlich als Anwalt seiner westfälischen Heimat aufgetreten, derselbe, der Friedrich des Großen absperrender Schrift über die deutsche Literatur und seiner Bewunderung der französischen eine Würdigung des deutschen Schrifttums entgegenstellte und damit für die Ehre der eigenen nationalen Kultur eine Lanze brach. Es ist nicht allein die überragende Größe seiner geistigen Gestalt, sondern vor allem die entschiedene Westfälische, von der Aufklärung stark distanzierte Grundhaltung, die Möser einen besonderen, eigenständigen Platz einräumt. In ihm hat der herboragende Wortführer der französischen Aufklärung, Voltaire, der mit den Westfalen aus schlechtem Fuße stand und jede Gelegenheit nutzte, sie der Verachtung und dem Gelächter der literarischen Welt preiszugeben, seinen vollwertigen Gegner gefunden. Mit beider Ironie gibt das „Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirt in Westfalen“ dem berühmten Angreifer Antwort. Geistvoll spöttisch und mit überaus großer Geschicklichkeit verteidigt Möser Lebensweise und Sinnesart seiner westfälischen Landsleute gegen den überheblichen Standpunkt der französischen Aufklärungskultur. Eine zweite Antwort, der Anti-Kandide, als Fortsetzung des Voltaireschen Romans gedacht, blieb Fragment. Sie zeigt indes, wie sehr Möser Westfalenbewußtsein von den Schmähen Voltaires getroffen worden war.

Immer wieder hat er gegen die verkehrende Ueberheblichkeit französischer Aufklärer Front gemacht, indem er bald in satirischer Art mit den Gegnern abrechnete, bald in Tone strenger Sachlichkeit mit ihnen verfuhr. Am häufigsten hat sich Möser gerade damit eingelegt, was das neue kulturelle Selbstbewußtsein die breiteitete Angriffsmöglichkeit fand, im bäuerlichen Westfalen. Aus einer reichen Anschauung dieser dem Verständnis des Aufklärers durchweg verschlossenen Welt wurde er der Verteidiger der besonderen Lebensverhältnisse des westfälischen Bauern. Was dem rationalen Sinn der Zeit, der Einseitigkeit aufklärerischer Betrachtungsweise unzugänglich blieb, erschloß sich ihm im sinnvollen, organischen Zusammenhang eines Ganzen. Aus derart umfassender Sicht konnte manches vornehmliche belächelte Urteil als haltlos erwiesen und in das gerade Gegenteil vertehrt werden. In dem „Schreiben eines westfälischen Schulmeisters über die Bedürfnisse seines Vaterlandes“ weist Möser den Franzosen nach, wie unberechtigt es sei, von der „la vaine Westphalie“, von dem schlecht bewässerten und schlecht bewirtschafteten Westfalen zu sprechen. Er zieht die Eigenart der westfälischen Bodenverhältnisse, der westfälischen Wirtschaftsweise, der agrarischen Verfassung des Landes in den Kreis seiner Betrachtung und kommt zu dem Schluss, daß trotz des Vorteils, den der gelante französische Boden den westfälischen Mooren und Heiden gegenüber biete, ein westfälisches Kirchspiel verhältnismäßig bevölkerter sei als ein französisches.

Auch dort, wo Möser sich der Form polemischer Auseinandersetzung enthält, wirkt in der Würdigung westfälischer Kulturverhältnisse unausgesprochen der Gegensatz zu der aggressiven Haltung der Franzosen, vor allem Voltaires mit. Am innigsten zeigte sich in den Augen der französischen Aufklärer der Tiefstand westfälischer Kultur in der Wohnweise der westfälischen Bauern und der inneren Einrichtung ihres Hauses, in dem Mangel und Mangel unter ein und demselben Dache lebten. Man sah darin eine Verleumdung der Vernunft, des Gemüths und der Sitten. Diesen einseitigen Anschauungen und abfälligen Bemerkungen stellt nun Möser aus seinem tiefen Verständnis der Weltansicht und Lebensordnung bäuerlichen Lebens eine feinsinnige Beschreibung des heimischen Bauernhauses entgegen. Die lebensvolle, eindringende und sachliche Schilderung erbringt den Nachweis, daß eben diese Wohnstätten des osnabrückischen oder westfälischen Landmanns, in ihrem Plan die besten seien. Das ist eine positive Form der Verteidigung gegen die ziellosen Angriffe aufklärerischer Kulturapostel. Es ist freilich auch mehr als eine Verteidigung. Möser ist vor allem darauf bedacht, seinen Landsleuten die Bedeutung ihrer als rückständig angesehenen eigengearteten Kultur zum lebendigen Bewußtsein zu bringen, sie von ihrem Werte zu überzeugen, in ihnen das Gefühl der Würdigkeit und Angemessenheit der bodenständigen Lebenskultur zu wecken und den Willen zur Erhaltung des Heimischen, Angekommene nachzurufen und zu stärken.

Das Organ, in dem Möser sich seiner Zeit mitteilte, waren die seit 1768 von ihm herausgegebenen „Nützlichen Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blatt“, die im Jahre 1773 den Namen „Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen“ annahmen. Unter dem modischen Gewande der Aufklärung enthielten diese Blätter die lebendigsten Auseinandersetzungen mit der geistigen Richtung der Zeit. Den aufklärerischen Idealen fühlte sich der Herausgeber nicht verpflichtet. Er ludigte nicht ihrem dem Allgemeinmenschlichen zustrebenden Willen, war nicht von ihrer Fortschrittsidee beherrscht, nicht in ihrer Vernunftgläubigkeit befangen. Im Gegenteil trat dem uniformierenden Zeitgeist in Möser der Wille zum Ursprünglichen, Bodenständigen, Volks-tümlichen entgegen. Er antwortete den Ideen und Wertungen der Aufklärung von einem betont westfälischen bzw. osnabrückischen Standpunkt, und zwar aus der reichen Anschauung der konkreten Wirklichkeit des westfälischen Lebens, die ihm, dem leitenden Staatsmann des „größten Stütes in Westfalen“, zur Verfügung stand. Die überkommenen Ordnungen dieses Lebens sah er durch den fortschrittlichen Geist der Zeit mannigfach gefährdet, am folgenreichsten in der bäuerlichen Schicht. Dem Staatsmann und Politiker des fast noch in mittelalterlich-patriarchalischen Verhältnissen lebenden Osnabrücker Landes erschienen im bäuerlichen Westfalen zugleich die Grundlagen des staatlichen Lebens bedroht, der Garant des wirtschaftlichen Wohlstandes, die Quelle der Volkstraft und der Träger des wahren Nationalcharakters. Aus solcher Anschauung heraus wurde Möser der unermüdliche Anwalt des Bauerntums, mit dem er die gesunden und kräftigen Wurzeln westfälischen Lebens zu erhalten und zu schützen bestracht war.

Im traffen Gegensatz zu den Anschauungen der Zeit sah Möser in seiner westfälischen Heimat, dem Lande der Einzelhöfe, von denen schon Tacitus berichtete, der Markgenossenschaften, der eigengearteten sozialen Rechtsverhältnisse die wahre Freiheit verkörpert, die er dem naturrechtlichen Freiheitsgedanken der Aufklärung gegenüber warmherzig und mit eindringlicher Ueberzeugungsraft verteidigte. Durch alte überlieferte Gewohnheitsrechte waren die freiheitlichen Lebensverhältnisse geschützt. Der „Gang zu einformigen Theorien“, die allgemeinen Verordnungen, mit denen, um ein Wort Möser's zu gebrauchen, sein Jahrhundert schwanger ging, wurden den besondern, bodenständigen Rechtsübungen eine wachsende Gefahr. Möser machte darum den Vorschlag, ein eigenes, vollständiges, auf der Ueberlieferung beruhendes westfälisches Landrecht für ganz Westfalen zu schaffen, eine Sammlung richtiger Erfahrungen, die nützlicher und brauchbarer seien als ein System, „wornit

noch immer allgemeine Raisonnements und Hypothesen den größten Platz einnehmen“. In erster Linie sollten die markgenossenschaftlichen und Eigentumsrechte berücksichtigt werden, die von dem „philosophischen Geist der Zeit“ am meisten gefährdet waren.

Möser's Westfalenbewußtsein, das sich derart erhaltend und schützend für die überkommenen Güter seines Vaterlandes einsetzte, trug einen ausgesprochen konservativen Charakter. Dieser war entscheidend mitbestimmt durch die geschichtliche Anschauungsweise, die sich bei ihm in neuartiger Weise ausgebildet hatte. Die bestehenden, mannigfach angeordneten Verhältnisse seiner westfälischen Heimat begriff er nicht nur in ihren natürlichen sinnvollen Zusammenhängen, sondern auch in ihrem geschichtlichen Gewordensein. Die rechtlichen und sozialen Gegebenheiten, die Verfassung des Landes und das Schicksal des Landeigentums verfolgte er in ihrer historischen Entwicklung. So vermochte er mit neuen Einsichten Lebensrecht und Lebensinn des Vorhandenen zu verteidigen. Auf solchem Wege baute Möser seinen westfälischen Standpunkt im Anknüpfen der Zeit weiter aus, und war er zugleich eifrig bestracht, auch seinen Landsleuten das Bewußtsein der geschichtlich begründeten Eigenart ihrer Kultur zu vermitteln, gegenüber dem Fortschrittsgestir der Aufklärung die Lebenswerte der Tradition zu betonen. Das geschichtliche Bemühen um Westfalen erhielt damit eine neue Bedeutung, war nicht mehr eine antiquarische, sondern eine im hohen Maße gegenwartsnahe Angelegenheit, blieb nicht Aufgabe gelehrter Forschung, sondern wurde zugleich eine Frage lebensvoller Bildung.

Derartige Anschauungen und Bestrebungen standen im vollen Gegensatz zu der aufklärerischen Richtung der Zeit. Diese hat Möser in der programmatischen Betonung des hic et nunc, des Bodenständigen und geschichtlich Gewor-

benen innerlich überwunden. Westfalen war keineswegs nur mehr der landschaftliche Rahmen für einen von allgemeinen Menschheitsidealen erfüllten Kulturpatriotismus. Das Westfälische selbst wurde in seinen vielfältigen Lebensäußerungen Gegenstand des Interesses. Der Reichtum der landschaftlichen Eigentumskultur, die geschichtlich gewordene Besonderheit des eigenen Landes sollte sichtbar, bewußt gemacht werden. Derart erhielten die westfälischen Bemühungen eine neue Tiefe und die „Aufklärung“ einen neuen Sinn, der zuletzt ihre Ueberwindung bedeutete.

Für Möser war die innere Ersaffung seiner westfälischen Welt zugleich ein deutsches Erleben. Wo er als Westfale sprach, tat er es als Osnabrücker und als Deutscher zugleich. Aus der geschichtlichen Anschauung seiner osnabrückisch-westfälischen Umwelt entwarf er den Plan einer deutschen Reichsgeschichte. Den Gedanken einer westfälischen Biographie, den er erneut aufgriff, entwickelt er von der Idee einer Nationalbiographie her, die er freilich bei dem losen Zusammenhalt der deutschen Nation nicht für durchführbar hielt, er warf gleichzeitig die Frage nach osnabrückischen Lebensbildern auf, deren Lösung ihm jedoch bei dem geringen Umfang des Kleinstaates ebenfalls nicht möglich erschien. Wenn sich Möser's Ueberlegungen schließlich zu dem Vorschlag einer westfälischen Biographie verdichteten, so blieb der Grundgedanke der gleiche: Es geht ihm stets um das Bewußtmachen der eigenen Leistung, die in dem Leben bedeutungsvoller Persönlichkeiten der heimischen Vergangenheit uns entgegentritt, um die Selbstbesinnung auf die eigene nützliche oder stammliche Kultur, entgegen der Idee einer allgemeinen menschheitlichen Kultur. Als Herder und Goethe die westfälischen Beiträge Möser's unter dem Titel „Patriotische Phantasien“ kennen lernten, fühlten sie sich in ihren deutschen Bestrebungen wie von einem Gleichgefinnten und Geistesverwandten angesprochen. Der Einleitung zu Möser's Osnabrückischer Geschichte entnehmen sie einen Abschnitt für die Blätter „Von deutscher Art und Kunst“.

Eröffnungsvorstellung des Deutschen Opernhauses im Beisein des Führers

DNB, Berlin, 15. September.

Die feierliche Eröffnungsvorstellung des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg am Freitagabend mit Wagners „Tannhäuser“ fand vor erlesenen Publikum in einem bis auf den letzten Platz besetzten Hause statt. Der Abend erhielt durch die Anwesenheit des Führers und Reichskanzlers, der in Begleitung des Reichspressechefs Dr. Dietrich und seiner beiden Adjutanten, Gruppenführer Brücker und Oberführer Schaub, erschienen war, eine besondere Weihe. Die Reichsregierung war durch die Minister Dr. Frick, Dr. Goebbels und von Blomberg, die Staatssekretäre Funk und Feder vertreten. Unter den Gästen bemerkte man ferner den Reichsleiter Rosenberg, den Staatssekretär Meißner und den neuen Generalen in Wien, Herrn von Papen. Unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Böhm als Gast und der Inszenierung durch den Intendanten Kade folgte das Publikum wie gespannt den herrlichen Klängen der Wagnerischen Musik.

Reichstagung der Deutschen Christen

DNB Berlin, 14. September.

Die Reichstagung der Deutschen Christen findet am 21. und 22. September in Berlin statt. Eine große Zahl von Sondergästen wird die Vertreter der evangelischen Bevölkerung aus ganz Deutschland in der Reichshauptstadt bringen. Desseftlichen Kundgebungen im Sportpalast und in den Tennishallen am 21. September folgt am 22. September die große Arbeitstagung für 2000 Sondervertreter im

Preußenhaus, wo Fragen theologischer Grundlegung und des Ausbaus der Gemeinde im Dritten Reich behandelt werden. Im Einvernehmen mit dem Reichsbischof findet am Vorabend seiner Einführung eine feierliche Kundgebung im Reichstagsgebäude der Krolloper statt. Anschließend markieren die Fackelmärsche des evangelischen Kirchenvolkes zum Lustgarten, wo der Reichsbischof den Feldgottesdienst abhält. Die feierliche Einführung des Reichsbischofs erleben die in Berlin versammelten Wäfen am Sonntag, 23. September, 12 Uhr, durch Lautsprecher-Uebertragung im Berliner Dom.

Das bisherige Ergebnis des Europa-Rundflugs.

Warschau, 14. September.

Die polnischen Blätter veröffentlichen eine Uebersicht über den bisherigen Stand des Europa-Rundfluges, deren amtliche Bestätigung aber noch fehlt. Danach haben die Polen Bajan und Pionczynski mit 1861 bzw. 1821 Punkten die beiden ersten Plätze belegt. An dritter Stelle liegt Seidemann-Deutschland mit 1809 Punkten. An 5., 6. und 7. Stelle liegen die Deutschen Brande, Jund und Pasewaldt. Ihnen folgt an 13. Stelle der Deutsche Hirth. Den 16., 17. und 18. Platz haben die Deutschen Oßertamp, Bayer und Hubrich belegt.

Soweit bisher feststeht, ist Bajan als Sieger des Europa-Rundfluges 1934 anzusehen, da nicht anzunehmen ist, daß der Deutsche Seidemann eine um 52 Stufen höhere Durchschnittsgeschwindigkeit auf seiner Fieseler-Maschine betrauholt als Bajan.

Die beiden deutschen Flieger Brande und Jund haben Warschau bisher noch nicht erreichen können und liegen zurzeit in Wilna bzw. Lemberg. Hier liegen auch die beiden Polen Dudzinski und Balcer, sowie der Engländer Macpherson.

Der Ehrengerichtshof des Handwerks.



Soeben wurde der Ehrengerichtshof des Deutschen Handwerks bestellt, und zwar wurden ernannt: Amts- und Landgerichtsrat Dr. Th. Rohlfing (Mitte) zum Vorsitzenden des Ehrengerichtshofs beim Deutschen Handwerks- und Gewerbetagungsamt, ferner Amtsgerichtsrat Wawrecklo (links) zum stellvertretenden Vorsitzenden und richterlichen Beisitzer; Amtsgerichtsrat Gefröder zum stellvertretenden richterlichen Beisitzer.

Hat der Junker Magna den Kapitän der „Morro Castle“ ermordet?



Funkbild von der Vorführung des gefesselten Junkeroffiziers. Während der Verhandlungen über den Vorgang der folgenschweren Brandkatastrophe auf der „Morro Castle“ wurde der Junker Magna so schwer belästet, daß er in Haft genommen wurde. Man glaubt, daß er den Kapitän des Totenschiffes ermordet hat.



Der neue Inspekteur der Infanterie.

Der Führer und Reichskanzler hat den bisherigen Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 4, Oberst Strauß, zum Inspekteur der Infanterie ernannt. Unser Bild ist die neueste Aufnahme von Oberst Strauß.

Blick nach draußen.

Ein früherer Seesoffizier als Matrosen-Seelforger.

Es gibt, wie in fast allen Häfen von einiger Bedeutung, so auch in Le Havre eine Anzahl von Seemannshäusern. Das größte und modernste davon ist das „Haus der Matrosen“, eine Anstalt, die sich von anderen dadurch unterscheidet, daß sie vorübergehend auch Matrosenfamilien Unterkunft gewährt. Sie ist weltlich, nimmt ihre Gäste also ohne Ansehen der Konfession auf. Dennoch ist dafür gesorgt, daß auch diejenigen Matrosen, die das Bedürfnis nach seelforgerischer Betreuung empfinden, zu ihrem Rechte kommen. Der interessanteste Raum der Anstalt ist vielleicht die für die Gottesdienste der christlichen Konfessionen vorgesehene Kapelle, die in Form eines Schiffszwischendecks gehalten ist. Die Vergzierungen sind auf Grund von Motiven aus dem seemannischen Leben entworfen und ausgeführt. Die Malereien zeigen Seelandschaften und Schiffe. In der Kapelle sind die Fahnen aller seefahrenden Nationen aufgehängt. Die merkwürdige Erscheinung ist aber der Geistliche, der hier seines Amtes walidet, ein großer, harter, älterer Kapuzinerpater mit langwallendem, weißen Bart, der sich, wie „Sournal“ zu erzählen weiß, unter den Matrosen und ihrem Anhang großer Beliebtheit erfreut. Niemand ahnt, daß dieser Mann, der unter dem Namen Pater Columban sich der seelischen und leiblichen Nöte der Matrosen annimmt, noch beim Kriegsende als Fregattenkapitän Lefebvre in den Schützengraben von Dünkirchen an der Spitze seiner Marinejütlere stand, ausgezeichnet mit zahlreichen Kriegssorden der alliierten Mächte. Nach dem Kriege ist er in den Kapuzinerorden eingetreten.

Briefmarken zeugen wider ihr Land.

Als Anlaß des Jubiläums des Panama-Kanals-Durchstichs bietet die amerikanische Presse ihrer Leserschaft allerlei Geschichten und Anekdöten aus der Zeit, da der Kanalplan entstand. Als es sich darum handelte, die Lage des Kanals geographisch festzulegen, da bemühte sich der Staat Nicaragua bei den Interessenten dringend darum, daß der Kanal durch nicaraguanisches Gebiet gelegt werde. Die Gegner einer solchen Lösung wiesen auf die Gefährlichkeit dieser Route hin, und zwar im Hinblick auf die zahlreichen Vulkane Nicaraguas. Nicaragua seinerseits wollte diesen Einwurf mit der Behauptung entkräften, daß die gefährdeten Vulkane schon längst erloschen seien. Da zog ein Vertreter des Staates Panama, einem plötzlichen Einfalle folgend, nicaraguanische Briefmarken aus seiner Brieftasche und zeigte sie allen anwesenden Konferenzteilnehmern. Was war auf diesen Briefmarken zu sehen? Nichts anderes als kräftig rauchende, mächtige Vulkane! Dieses Zeugnis der Briefmarken gegen das eigene Land war, so erzählt „New York Herald“, entscheidend. Nicaragua wurde mit seinen Forderungen einstimmig abgelehnt.

Der Todesleuchtturm.

Es gibt in Frankreich in Tonnec an der Küste von Finistère einen Leuchtturm, für den sich kein Wächter mehr finden läßt. Nach alle, die in diesem Leuchtturm in den letzten Jahren Dienst getan haben, sind einem seltsamen Schicksal erlegen. Der erste Wächter des Leuchtturmes, den das unheimliche Schicksal ereilte, wurde gesteskrank. Sein Nachfolger verließ seinen Posten alsbald, weil ihm die Einsamkeit zu unerträglich geworden war; er behauptete, wenn er länger aushielte, würde auch er verrückt werden. Man mußte ihn entlassen. Ein dritter Wächter übernahm das Amt. Als man ihm nach wenigen Wochen erstmals wieder Kost und Lebensmittel bringen wollte, fand man ihn tot in seinem Bette. Nun befohl die Behörde, zwei Leuchtturmwächter anzustellen. Man fand einen Vater und einen Sohn, die bereit waren, das Amt anzunehmen. Es dauerte nicht lange, da erschloß sich der Vater und der Sohn quittierte den Dienst. Die Beweggründe dieser Tragödie sind nie geklärt worden. Es bezog ein neuer Wächter, ein frisch verheirateter Mann, mit seiner jungen Frau den Leuchtturm. Es vergingen drei Monate. Als die junge Frau eben von einem ersten Kinde genesen war, brach ein Orkan aus, der die Stube überschwemmte, in der Mutter und Kind lagen. Sie ertranken. Wie „Paris Midi“ berichtet, haben die französischen Behörden nun beschloffen, für eine automatische Bedienung des Leuchtturms zu sorgen. Denn, wie gesagt, es findet sich niemand mehr, der als Leuchtturmwärter in Tonnec angestellt werden will.

Wetterbericht.

Vorherfrage für Sonntag: Um Südost schwankende Winde, noch meist heiter, im Laufe des Tages aber Bewölkungszunahme, vereinzelt örtliche Gewitter nicht ausgeschlossen, warm.

Vorherfrage für Montag: Zwischen Süd und Südwest schwankende Winde, wolfiges, aber noch immer warmes Wetter, aufkommende Unsiherheit.

Aus Westdeutschland.

Ein Autobus kippt um.

Eine Frau tödlich, drei Personen leicht verletzt.

Bochum, 15. Sept.

Am Donnerstag setzte sich ein vor der Wirtschaft Sagentamp an der Brochauer Straße in Bochum-Stiepel aufgestellter Kraftomnibus auf bisher noch ungeklärte Weise in Rückwärtsbewegung, fuhr die abschüssige Brochauerstraße eine kurze Strecke hinunter und kippte um. Von den im Omnibus befindlichen Fahrgästen wurden eine Witwe schwer und vier weitere Fahrgäste leicht verletzt. Die schwerverletzte Witwe fand Aufnahme im Bergmannsheil. Sie ist an den Folgen der Verletzungen gegen 23.30 Uhr gestorben. Die Leichtverletzten konnten nach Anlegung von Notverbänden ihre Wohnungen aufsuchen.

Dänische Bauernführer in Westfalen.

Baderborn, 15. September.

Die neun dänischen Bauernführer, die zur Zeit deutsches Bauernland besichtigen, trafen Donnerstagabend in Baderborn ein. Sie wurden begleitet von dem Landesbauernführer Kott sowie einigen Herren der Reichsbauernführung aus Berlin und führenden Persönlichkeiten der heimischen Landwirtschaft. Die Dänen hatten in Westfalen bereits am Nachmittag das bekannte Bodelschwings Gut „Heimathof“ besichtigt und waren in Hameln durch die Landesbauernschaft Westfalen begrüßt worden. In Baderborn fand man sich am Abend im kleinen Kreise zusammen.

„Deutsche Arbeit im deutschen Westen“.

Die Braune Messe in Essen.

Essen, 15. September.

Gemeinsam von der Gemeinnützigen Ausstellungsgesellschaft Essen und dem Institut für deutsche Wirtschaftspraxis, Berlin, veranstaltet, wird die Ausstellung der Beilebung der Wirtschaft und damit der Beilebung der Arbeitslosigkeit dienen. Es ist eine großangelegte Lehrsache; vormittags und nachmittags finden Führungen statt, Vereine und Verbände können solche unentgeltlich beantragen. Es wird ein Ueberblick über die gesamte Wirtschaft des deutschen Westens und alle ihre Zweige gegeben. Die Eröffnung findet heute vormittag in einem feierlichen Akt durch Staatsrat Gauleiter Terboven statt. Auf einen ersten Rundgang der Presse zeigte sich: Im Mittelpunkt der Halle befindet sich die Ehrenhalle der Arbeit, gesäumt mit der Wüste unseres Führers und der Fahne des neuen Deutschland. Um den Ehrenhof ist auf 2000 qm die Vorkausstellung „Volk und Wirtschaft“, die vom Verein Deutscher Ingenieure errichtet und aufgestellt ist, untergebracht. In den Seitenschiffen befinden sich mehrere Handwerkerinnungen, die mit neuzeitlichen Maschinen und Geräten handwerkliche Betriebsvorgänge vorführen und Spitzenleistungen des Handwerks zeigen. In der Halle 4 wird in den letzten Tagen der Ausstellung eine Obstmesse für deutsches Obst, hauptsächlich aus dem Rheingau und Rheinbessen, veranstaltet werden. In Halle 5 findet man die vielseitige Schau des Essener Einzelhandels sowie die Ausstellung der NS-Kriegsopferversorgung. Die Kriegsblinden und ihre Schaffner. Im unteren Teil geben die Lehrscheue über Steinlohe, Eisen und Stahl, Kohlenaufbereitung, Elektrizität, Gas, chemische Erzeugnisse usw. ein abwechslungsreiches Bild deutscher Industriearbeit und deutschen Erfindungsgeistes. In einer weiteren Halle und die Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden und Verbände des Industriegebietes vertreten, während in der letzten Ausstellungshalle ländliches Brautum unserer Heimat deutlich und eindrucksvoll dem Besucher vermittelt wird.

Scheckbetrüger am Werk.

Köln, 15. September.

Zurzeit macht wieder einmal ein Scheckbetrüger die Stadt unsicher. Dieser Mann fährt in einem Kraftwagen vor, um Einkäufe zu tätigen. Die Waren — meist in größeren Mengen — bezahlt er mit Schecks, die auf Bank- oder Sparkassentonten ausgestellt sind. In den bisher bekannt gemachten Fällen fehlt der Betrüger immer höhere Summen ein, als er für die gekauften Gegenstände zu zahlen braucht. Den Ueberbisch ließ er sich dann in bar auszahlen. So hat der Mann in den verschiedenen Fällen Kölner Geschäftsleute nicht nur um die Ware, sondern auch noch um das bare Geld betrogen. Bei Vorzeigung der Schecks nämlich mühten die Geschäftsleute feststellen, daß keine Deckung vorhanden war. Sollte der Mann noch einmal auftreten, so ist sofort die Polizei zu verständigen.

Zwischenfall nach dem Theater

ROMAN VON HANS SCHWEIKART (OLE STEFANI)

Copyright 1934 by Knorr & Hirth G. m. b. H., München

29) (Nachdruck verboten.)

„Guten Tag, Herr Bürger!“ sagte Miller sehr freundlich. „Ich möchte Sie bitten, mir eine Bestätigung darüber zu geben, daß ich Ihnen bei der Aufklärung des Mordes behilflich war.“ — „Ich möchte mir meinen Teil von der festgesetzten Belohnung abheben.“ — „So richtig?“ fragte Klaus mit großen Augen. „Was ist denn los?“ — „Ich reise morgen ab. Ich gehe fort.“ — „Ich muß das Geld morgen früh haben.“ — „Aber wie?“ — „Klaus, Sie sind doch verlobt?“ — „Ich war es, junger Mann — ich war es!“ sagte der Ingenieur und sah glücklich zur Decke. „Wir haben uns überworfen, Frau Lüders und ich. — Meine Koffer sind gepackt und liegen schon auf dem Bahnhof. Ich kehre nie mehr nach Glückstadt zurück.“ — „Also — wenn es so rasch gehen soll —“ sagte Klaus in einiger Verlegenheit, „dann kommen Sie, bitte, mit hinauf. Ich werde das Schriftstück so ausgeben, wie Sie wollen!“ — „Aber kaum waren sie oben in einem der Büroräume und kaum hatte eines der jungen Mädchen, den Ingenieur schnippisch betrachtend, einen Bogen in die Maschine gepumpt, als die Tür aufschloß und Walmann, flatternd vor Ungeduld, Klaus in das Chezzimmer kommandierte.“ — „Ich komme!“ rief Klaus und wandte sich bittend an den Ingenieur: „Der alte Herr da hat wohl noch weniger Zeit als Sie. Würden Sie nicht wenigstens in einer halben Stunde?“ — „Und dann verurteilte er und sah überaus den Ingenieur an, der mit offenem Munde die Tür anstarrte, hinter der die Alte verschwand.“ — „Das ist ja Walmann!“ rief Miller herab. „Was macht denn der hier in Europa?“ — „Ja —“ sagte Klaus ungewiß. „Er heißt Walmann.“ — „Ich bleibe hier!“ sagte der Ingenieur aufgeregt. „Ich warte hier draußen. Wenn Walmann seine Finger im Spiel hat! — Sie müssen mir nachher erzählen, was er gesagt hat!“ — „Gern!“ sagte Klaus vollständig blass. — „Sie kennen ihn?“

Einem Gauner in die Hände gefallen.

Köln, 15. September.

Am Mittwoch machte sich in der Nähe des Domes ein angeblicher Dr. Baumann an einen Fremden heran und begann mit ihm eine Unterhaltung. Im Laufe dieser Unterhaltung gelang es dem angeblichen Doktor, den Fremden über seine Reiseabsichten auszuforschen. Er erklärte dann, daß er sehr gute Verbindungen zu großen Bankhäusern unterhalte. So könne er dem Fremden eine billige Fahrt nach Hamburg und Helgoland vermitteln. Der Fremde ging dann auch auf den Vorschlag ein, übergab dem „Doktor“ seinen Reisepaß und eine größere Geldsumme, um dann mit ihm zu einem Bankhaus zu gehen. Hier gelang es dem Betrüger, durch einen anderen Ausgang mit dem Geld und mit dem Paß zu verschwinden.

Schleppbahn rammt eine Badeanstalt.

Rahn und Badeanstalt trieben rheinabwärts.

Kemagen, 15. September.

Ein Schleppbahn wollte an der Kemagener Seite anlegen, als der Rahn plötzlich losging und gegen die

Der deutsche Sängertag 1934 in Trier.

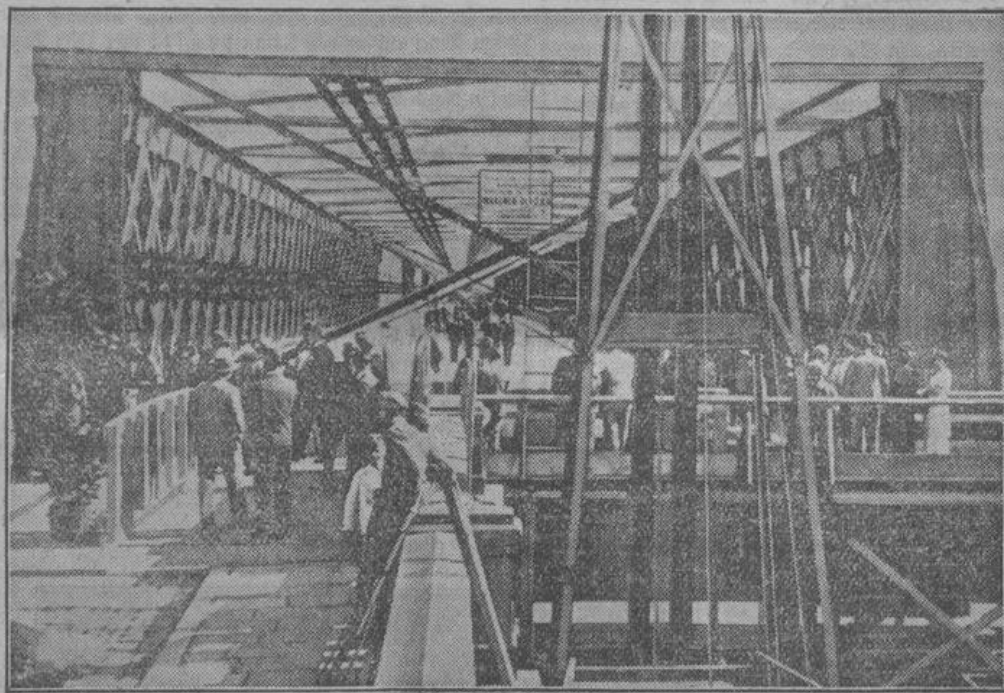
Der Auftakt.

Trier, 15. Sept.

Das große Saarfängertfest in Trier erlebte am Freitag normittag mit der Tagung des deutschen Sängerbundes, die ebenfalls mit dem Gauftag infolge des Verbotes der Regierungskommission von Saarbrücken nach Trier verlegt werden mußte, einen bedeutenden Aufschwung. Mehrere hundert Tagungsgäste hatten sich am Freitag im großen Festsaal „Treutris“ eingefunden. Sämtliche 23 Gauen des deutschen Sängerbundes waren durch ihre Gauführer und teilweise auch die Preisrichter vertreten.

Der Führer des Gaus Mosel-Nahe-Saar, Stadtschulrat Dr. Bongard, Saarbrücken, sprach herzliche Willkommensworte für die Gäste in der Westmark des Reiches. Dann führte Dr. Walter Leib, Berlin, aus, die Reichsidee habe immer im Vordergrund bei allen Deutschsängerbundbestrebungen von der Grenzgebiete her gestanden, und als starker Träger dieser Deutschsängerbundbestrebungen habe sich das Lied erwiesen, das friedlichste Instrument des Volkstums, das man verbieten, aber nicht unterdrücken könne. Aus dem Grenzlandschiff eines Mannes, Adolf Hitler, sei nunmehr Deutschlands Erneuerung geformt worden.

Die Wiener Donaubrücke wurde verschoben.



Ein höchst interessantes technisches Experiment wurde in Wien ausgeführt. Die 200 Meter lange Reichsbrücke, die seit 58 Jahren besteht und die Donau überspannt, wurde um 26 Meter flussabwärts verschoben und dort auf neue Fundamente gesetzt. An ihre Stelle wurde eine neue moderne Kettenbrücke errichtet. Bis zur Fertigstellung dieser neuen Brücke wird die alte jedoch noch weiter benutzt. Mit acht riesigen Winden und mit hydraulischen Pressen wurde die Brücke auf Schienen gehoben und rückwärts, je 10 Zentimeter in der Minute, an den neuen Platz geschoben. Man sieht im Vordergrund links den Zugang zum alten Standpunkt der Brücke, die schon ein Stück weit fortgerückt ist. Unten erkennt man die Eisenbahnen, auf denen die Verschiebung erfolgte.

Rheinbadeanstalt der Stadt Remagen trieb. Die Ketten, mit denen die Badeanstalt am Ufer befestigt war, rissen, so daß auch die Badeanstalt rheinabwärts trieb. Rahn und Badeanstalt trafen dann wenig später die Landesbrücke der Stadt; die Badeanstalt kam zum Stillstand, aber durch den Anprall ging die Landesbrücke auseinander.

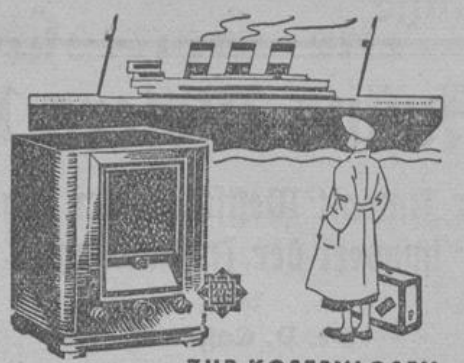
Der neue Rektor der Universität Bonn.

Bonn, 15. September.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat zum Rektor der Universität Bonn für das Amtsjahr 1934/35 den ordentlichen Professor Dr. Hans Naumann ernannt. Die Uebergabe der Geschäfte erfolgt am 18. Oktober 1934.

Düsseldorf, 15. Sept. Noch keine Vollständigkeit des Langenberger Senders. Die endgültige Inbetriebnahme des Langenberger Senders, der übrigens bereits mit halber Antenne in Betrieb genommen worden ist, verzögert sich, da erst die alten Antennentürme abgebrochen werden müssen.

Köln, 15. Sept. Wilde Buchmacher festgenommen. Die Beamten des Spielbezirks nahmen in der Stoffgasse mehrere Leute fest, die sich als wilde Buchmacher, Schlepper und Wetter betätigten. Bei ihnen wurden 40 Mark beschlagnahmt, die der Einziehung unterliegen.



ZUR KOSTENLOSEN WELTREISE

mit dem neuen TELEFUNKEN-Meßapparat sind Sie eingeladen! Sie können ihn mit Kurzwelle für RM 284,— (auch Teilzahlung) mitnehmen.

TELEFUNKEN DIE DEUTSCHE WELTMARKE

Aus diesem Anlaß sei nochmals darauf hingewiesen, daß sich auch der Wetter strafbar macht, der bei wilden Buchmachern wettert, weil hierdurch dem Staat die gesetzliche Kennzeichnung entzogen wird.

Dr. d'Estier ordentlicher Professor.

Dem außerordentlichen Professor für Zeitungswissenschaft an der philosophischen Fakultät der Universität München Dr. Karl d'Estier, der belanntlich einige Jahre an der Universität Münster tätig war, sind vom Reichskatholik in Bayern auf Vorschlag der bayerischen Landesregierung die Amtsbezeichnung und akademischen Rechte eines ordentlichen Professors verliehen worden. Die Zeitungswissenschaftliche Vereinigung sprach deshalb ihrem Ehrenvorstehenden die herzlichsten Glückwünsche aus. In München befindet sich damit die zweite ordentliche Professur in Deutschland. Die Zeitungswissenschaftliche Vereinigung hat diese Notwendigkeit seit ihrem Bestehen vertreten und begrüßt diesen Schritt der Reichsregierung als einen weiteren Fortschritt im Aufbau der wissenschaftlichen Disziplin an der Münchener Hochschule. Professor d'Estier hat sich vor einigen Tagen zu einer großen Studienreise durch die vereinigten Staaten eingeschifft. So ist er der erste ordentliche Professor der Zeitungswissenschaft, der nach Amerika kommt, um dort die Presse und ihre Einrichtungen zu studieren.

Westfalens Tennismeisterschaften.

Dortmund, 14. September.

Die einzelnen Ergebnisse des ersten Tages waren:

Herreneinzel: 1. Runde: Windthorst-Dortmund — Weber-Dortmund 6:1, 6:3. Rantbad-Münster — Grebe-Dortmund 6:0, 6:1. Detmer-Gelsenkirchen — Krapp-Münster 6:2, 6:8, 6:2. Huth-Hagen — Wolff-Bochum 6:3, 6:2. Cramer-Dortmund — Kauer-Wanne 6:3, 6:2. Matron-Dortmund — Semmelroth-Hamm 3:6, 5:6, 7:5. Nisch-Dortmund — Ernst-Wanne 6:4, 6:0. Berninghaus-Hagen — Helmus-Coefeld 2:6, 6:4, 6:2. Timmermann-Rheine — Hoharth-Dortmund 7:5, 11:9. Cronmeyer-Dortmund — Schulte-Rhonhof-Münster 7:5, 7:5.

2. Runde: Detmer-Gelsenkirchen — Huth-Hagen 6:1, 6:1. Müller-Dortmund — Timmermann-Rheine 4:6, 6:2, 6:1.

Im Damen-Einzel setzten sich in der ersten Runde die Favoriten durch. 2. Runde: Frä. Brunswid-Bochum — Frau von Berge-Greven 6:3, 6:4. Frau Terbrüggen-Hagen — Frä. Strauch-Dortmund 8:6, 2:6, 6:3. Frä. Kiemann-Hattingen — Frä. Timmermann-Rheine 6:1, 4:6, 7:5. Frau Schulte-Dortmund — Frä. Ernst-Coefeld 6:1, 7:5. Frä. Göbel-Hamm — Frä. G. Wagnen 6:1, 6:4. Frau Brüggemann-Dortmund — Frä. Kellensmann-Dortmund 6:1, 6:4, 6:2. 3. Runde: Frau Brüggemann — Frä. Göbel 4:6, 6:2, 2:6.

Herren-Doppel: 1. Runde: Nisch-Dijchinger-Dortmund — Freiten-Matrong-Dortmund 6:3, 3:6, 6:3. Müller-Huth, Dortmund-Hagen — Schulte-Rhonhof-Münster-Semmelroth-Hamm 6:2, 8:6. Rantbad-Detmer, Münster-Gelsenkirchen — Hoharth-Brüggemann, Dortmund 5:7, 6:4, 6:0.

Damen-Doppel: 1. Runde: Frau Schulte-Fr. Ernst, Dortmund-Coefeld — Frau Meyer-Fr. Gonnemann, Münster 6:4, 9:7. Geshwister J. und E. Fleuger — Frau Wornholz-von Der 6:3, 6:2.

Abends einen tollen Auftritt in Bearys Salon — das war eine Art Tanzbar, wie man heute sagen würde, in einem der zweifelhafte Viertel von Frisco. Da trat eine junge Tänzerin auf — sie hieß Camilla Moore. Ein Mädel mit Mischlingsblut, hinter der alle her waren. Aber sie war trotz ihrer feuchten Jahre schon verheiratet und ihr Mann war der Barkeeper in Bearys Salon. Ich sehe den Kerl noch heute vor mir, einen Mulatten aus dem Süden — schwarzhaarig und finsterehend, und er konnte toll vor Eifersucht werden. Camilla hatte ihre Verpflichtungen den Gästen gegenüber — jeder durfte mit ihr tanzen, aber der Mulatte wachte wie ein Ferkel darüber, daß niemand zu weit ging. Es gab oft Szenen, und der Wirt drohte dann, sie beide aus dem Lokal zu werfen.

An einem glühenden Augustabend kam eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in den Salon — Leute aller Nationen, die sich auf der Straße zusammengefunden hatten und die schon alle betrunken waren. Niemand kannte sie — und später stellte ich heraus, daß auch unter ihnen keiner den anderen kannte. Kurz und gut: einer der Kerle, ein ziemlich junger Bursche, handelte mit der jungen Camilla an, und da er am meisten betrunken von allen war, so wagte er auch am meisten.

Der Mulatte Carlo sah sich das längste Zeit an und dann hatte er auf einmal genug und sprang vor. In einer Sekunde entfiel ein müdes Handgemenge — und als der Knäuel am unüberwindlichen war, knallte es, alles hob auseinander — aber es gab keine weiteren Schüsse mehr, mitten auf dem Tanzparkett lag tot der Mulatte und der noch rauchende Revolver lag neben ihm.

Niemand außer Camilla wollte gesehen haben, wer schoß. Und sie behauptete, es sei der junge Fremde gewesen, der mit ihr getanzt hatte.

Ich wiederhole: niemand außer ihr hatte es gesehen. Sie war die einzige Belastungszeugin!

Walmann leuchtete seine Lippen mit der Zunge an und sah uns wieder alle der Reihe nach an. Er spielte mit der großen Stahlbrille, die vor ihm lag.

„Der Mann wurde auf ihr Zeugnis hin, trotz seines Zeugnisses, vor Gericht gestellt. Und nun kommt das Außergewöhnliche des Falles — das, was bewirkt hat, warum wir alle — ich und die übrigen, die damit zu tun hatten — uns heute noch an den Prozeß erinnern.“

Der Mann gab keinen Namen an. Wir versuchten auf alle mögliche Weise rauszufindeln wer er war, aber es fruchtete nichts. Wir erhielten weder von ihm noch von irgendeiner anderen Seite auch nur den kleinsten Fingerzeig. Er wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt und hieß von nun an: Nummer 43.

Damit war die Geschichte aber nicht aus. Denn es war nicht viel mehr als ein halbes Jahr vergangen, als

der Wärter eines schönen Tages die Zelle leer fand. Der Kerl war ausgebrochen und wir kehten mit allen Händen hinter ihm her. Aber wir triegen ihn nicht zu fassen, und das hing mit einer fieslichen Sache zusammen: das Departement, das ihn aufgenommen hatte, landete sofort sein Lichtbild, seine Waage und seine Fingerabdrücke an alle Parteizentralen in und außerhalb Kaliforniens.

Mit dem unerwarteten Ergebnis, daß von den meisten Stationen wütende Antworten kamen: was zum Teufel denn das solle und wer sich denn den dummen Spaß mit ihnen gemacht habe. Denn das gefandene Signalment war das eines bekannten Schwerwertschreibers, den wir schon im Jahr zuvor auf die Falschheit geschickt hatten. — Die Sache schien wirklich mysteriös. Bis wir darauf kamen, daß seit dem vorigen Abend ein Beamter aus der falsifizierten Abteilung spurlos verschwunden war. Und als wir dann in der Kartothek nachsehen, zeigte sich, daß das Originalblatt mit den Daten der Nr. 43 vernichtet und an seiner Stelle ein anderes untergeschoben war — eben das des schon hingerichteten Verbrechters.

Wir haben die Nr. 43 nie zu fassen gekriegt — und sie hatte natürlich einen großen Ruf bei gewissen Schichten der Bevölkerung. Die Unterwelt feierte ihn als Helden, weil er uns reingelegt hatte. Fataler waren die Folgen, als die öffentliche Meinung eine Reihe von Morbaten, die wir nicht gleich aufklären konnten, der Nr. 43 in die Schuhe schob — deren Namen wir nicht kannten und der man infolge ihrer großartig organisierter Flucht ungewöhnliche Fähigkeiten zuschrieb. — Ich für meine Person hatte mein Leben lang keinen innigeren Wunsch, als der Nr. 43 einmal Auge in Auge zu begegnen.

Zugewandert kam ein Schnaufer aus dem Raum. Der alte Zuchthausinspektor drehte sich um und grüßte Peter Lammis mit seinen goldenen Zähnen an.

„Und wenn Sie auch inzwischen einen anderen Namen bekommen haben und wenn Sie auch noch so did geworben sind, mein Sohn — ich habe Sie auf den ersten Blick wieder erkannt!“

Es war, als ob der Blick niedergefahren wäre. Alle waren ausgeprungen, alle schrien durcheinander. Nur Peter Lammis stand regungslos, mit einem abgrauen Gesicht, die Hände an die Hosennaht gepreßt, und sah vorgeneigt mit herausstehenden Augen auf den Alten.

„Was?“ rief Dr. Banner — so erregt, wie ich den Mann noch nie gesehen hatte. — „Lammis? — Lammis ist die Nr. 43?“

„Das kann doch nicht sein!“ rief Klaus — und die Meierlein hatte sich mit einem großen Satz aus der Nähe ihres langjährigen Büro: fähren entfernt.

(Fortsetzung folgt.)



Noch vor hundert Jahren brachte der Postreiter

oder die Fahrpost die „neue Zeitung“, freudig begrüßt von Jung und Alt, zu den wenigen Orten mit, die an der „Postroute“ lagen. Und diese Zeitungen kamen damals nicht täglich heraus, sie wurden mit der Hand geschrieben, gesetzt, gedruckt. Man kann in der Geschichte der Post von unserem großen Generalpostmeister von Stephan, dem Schöpfer des Weltpostvereins, lesen, wie langsam im Grunde der Vertrieb der Zeitungen selbst nach 1870 noch vor sich ging. Wie stolz war er auf die Entwicklung seines „Post-Zeitungsamtes“! Wenn dieser weitvorausschauende, aus Kleinem zu Großem erwachsene Mann, hätte erleben können, wie sich in unseren Tagen des Aufbruchs die Technik der Zeitungsherstellung und des Vertriebes entwickelt hat, er würde selbst über die Ziffern lächeln, die ihm schon groß erschienen.

Denn die Technik hat den Schriftleitungen für das Nachrichtenwesen den Funkdienst, den Druckern für das Setzen und Drucken die schnellarbeitende Setzmaschine und Druckmaschinen bis zur Schnellläufer-Rotationsmaschine mit fast irrsinnigen Leistungsziffern (30 000 Exemplare in der Stunde) zur Verfügung gestellt. Und der Vertrieb? Schnellfahrende Züge, Triebwagen, Autos, Blisflugzeuge, Flugzeugstützpunkte auf hoher See und der Fernzeppelin ... Immer neue Möglichkeiten stellen die Tageszeitungen zugunsten ihrer Leserschaft, zugunsten der Schnelligkeit, Zuverlässigkeit und Streuwirkung in ihren Dienst.

Obendrein folgen sie dem starkem Auftrieb der neuen großen Führung mit dem Willen zur vollen Leistung im Gefüge des neuen Werdens. Auch das hat Stephan, der urwüchsige Mann aus dem Volke, bei aller Sehrgabe nicht ahnen können; und doch war ihm klar, was jetzt in unserem nationalen und sozialistischen Volksstaat zu ganzer Wahrheit geworden ist:

**Jeder Deutsche
ist Leser, Gefolgsmann, Freund einer Tageszeitung!**

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Schattenzug der Väter

Von friedrich Schnack

Ich lebte nicht ohne sie, die hinter mir herziehen, ein unendlich langer, geduldiger Schattenzug, den nur das geistige Auge erschaut. Sie haben ihr Blut, das nicht im Staub der Erde verrollt, nicht verrollen durfte, Kraft eines unbegreiflichen Lebensgeheimnisses, weitergegeben durch die Legion der Leiber an mich.

Hinter mir steht die Gestalt meines Vaters, der schon lange zu den Schlafenden hinabstieg; aber sein Gesicht leuchtet noch hell, wenn auch müde und weltabgewandt. Ich sehe ihn noch im klaren Tag wandeln. Hinter ihm dunkelt meines Vaters Vater — doch ihn sah ich nie von Gesicht und daher ist sein Leib wie Luft vor mir, umsäumt von einem gedachten Umriß, und sein Gesicht ist leer, denn ich kann kein Erlebnis aus diesem unbestimmten Antlitz herauslesen. Und weiter hinter ihm taucht auf die Vision des dritten Vaters, ein bildhafter Geist, aufgerufen von mir und bezeichnet, als schon wie eine Sage aus dem Dunkel des eigenen Stammes. Und so einer nach dem anderen, der lebte und entschwand in den Wind der Vergänglichkeit, verweht, vergangen, aufgelöst.

Alle erschau ich, diese Luftarten, mythenhaften Vaterhäupter, die eine Kette bilden, eine empfindliche Reihe, deren Sicherheit schon ein fremder Gedanke zu stören vermag. Sie spinnen einen riesenhaften Seelensaden zu mir, eine dünne Linie von Atomen. Streng versenke ich mich in ihre Betrachtung. Aus dem Dunkel der Vergessenheit ziehe ich sie herauf, und ihre Geistesfüße straudeln über zahllose eingeebnete Gräber.

Zurück bis in die Urzeit reichen sie, zurück bis in das Reich des Urvaters, der vielleicht in den Genüssen eines Schlaraffenlandes geschwelgt hat. Er war ein unerhörter Fantazer. So unausdenkbar war sein Müßiggang, daß noch ein reiches Erbe auf mich kam.

Jene wieder mit den entschlossenen Mienen hausten in wilden nördlichen Ländern, in der Nachbarschaft der Geyfire und Islandvulkane, die jahrhundertlang kochten und schäumten. Ihre Weiber waren stark wie Riesinnen.

Ich liebe die tobenden Vulkane. Andere waren Fischer, die mit dem Wurfspeer den Lachs flachen und an den Ufern der Gewässer hausten. Durch ihre Abende rauschte der Schiffschiff.

Der eine zog mit dem Segler aus grünbuschiger Buche hinaus in die Einsamkeit des hohen Meeres, in der blauen Blut des Mittags, im Zanberlicht der Nacht.

Ich liebe das Meer und die Schiffe. Andere bestellten ihr fruchtbares Feld. Sie säten Weizen und Roggen, Mais und Lupinen. Dies alles liebe ich. Tiere zogen sie auf, Gef, Kühe und Pferde. Die Vögel nisteten bei ihnen, und das Wild kam bis an ihre gastliche Siedelung.

Alle dies liebe ich. Viele Vordäter lebten im Wald. Der Wald näherte sie und verbarg sie in seiner grünen Wildnis. Sie wollten von der Welt nichts wissen und verstanden die Windsprache der dunklen Forste, die Geheimnisse der Winter und die Fabeln der Waldsommernächte.

Ihr Wissen ist zu mir gedrungen. Ich bin in die Wälder verliebt. Einer von ihnen ging übers Meer und verfiel der Begehung und Betörung des Urwaldes. Der Wald hat ihn mit tausend wilden Armen umschlungen, mit tausend schillernden Augen verführt. Nie hat einer wieder von ihm gehört. Er sank in die Verschollenheit.

Auch nach mir senden die fernen Urwälder ihre leidenschaftlichen Lockungen aus. Sie atmen zu mir über die Meere. In meine Schlafträume senden sie ihre seltsamen Bilder, ihre Blütenflammen und Abenteuer.

Ein anderer der bleichen Ahnenreihe war Kaufmann im Ausland. Die schlanken Lürme der arabischen Moscheen warfen ihren dünnen, langen Schatten über sein Haus. Er handelte mit Tabak, Feigen, Oliven und Rosinen. Seine Schiffe lagen im Hafen.

Es ist lange her. Die Schiffe sind gescheitert, die Früchte vergehrt, der Tabak wurde von Matrosen und Herren in allen vier Winden geschmaucht. Aber ich denke an ihn. In meinem Weltbild fahren noch seine Frucht- und Gewürzschiffe, duften noch seine Magazine, blitzen noch die Goldtore der arabischen Bauten.

Unter meinen Ahnen lebten Dichter und Musiker. Wort und Klang haben sie an mich weitergegeben. Das Buch ist ihren Händen entfallen, und das Lied ist verklungen, lange, lange schon. Die Liebe zu ihren Büchern habe ich aus ihren Schattenherzen geschöpft, und die Leidenschaft zur Musik befeuerte mich aus ihrem Blut.

Tag und Nacht hämmert das Werk. Der Boden pocht. Von roter Blut übergoßen ist der nachdunkle Himmel. Da und dort steigen Feuergerben gegen ihn. Sirenengetöse.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Nichts geht verloren, was einmal war.

Botaniker und Zoologen aus gleichem Gatt trieben sich durch die Jahrhunderte. Bildschnitzer und Weinbauern am Main spiegelten sich im vorüberströmenden Fluß — ihr Nachfahre bin ich, der das Bild versenkt und den Wein getrunken hat.

In den sechziger Jahren hing einer von ihnen die Großwildbüchse um und fuhr nach Afrika: er erlegte Löwen und Elefanten. Die Wilden schossen nach ihm mit dem Giftpfeil. Auch ich fuhr nach Afrika.

So gestaltet und geartet waren die Männer hinter mir. Ihre Leiber sind Asche und Salz geworden, aus ihrem Lebensstoff keimten andere Wesensheiten, Kreaturen, Pflanzen und Bäume. In mich aber schlossen sie ein ihr ewiges Gleichnis, das Sinnbild ihrer beständigen Wiederkunft, das ich verwalte und weitergebe.



Bauernhof in den Marschen

Besuch in der Vaterstadt

Das sind die alten Gassen, das sind die alten Menschen nicht. Mich faßt ein jäh Erblaffen vor manchem fremden Angesicht.

Ich gehe tief erschrocken durch Straßen voller Lärm und Braus, und meine Pulse stocken vor einem Haus.

Im Sturm die Rüstern treiben, hier war ich einmal Kind. Doch all die bunten Scheiben sind lange blind.

Da plötzlich dringt ganz leise ein Geigenton von ferne vor, und eine alte Weise schlingt lächelnd sich um Tür und Tor.

Ludwig Bäte.

Gesang der Ruhr

Von Erich Grisar

Tag und Nacht hämmert das Werk. Der Boden pocht. Von roter Blut übergoßen ist der nachdunkle Himmel. Da und dort steigen Feuergerben gegen ihn. Sirenengetöse.

Das ist die Heimat, die dir im Blute singt, die du spürst, tausend Kilometer weit fort, die du mit die nimmst in die Ferne. Die bei dir ist, im Staub deiner Schuhe, im Geruch deiner Haare, im Odem deiner Seele. Harte Heimat ist Ruheheimat. Heimat der Arbeit. Und dennoch: Geliebte Heimat.

Sie hatten ihre Erlebnisse und Träume, Leidenschaft und Ahnungen, Hemmungen und Triebe, Einsamkeiten und Gedanken, Kühnheit und Eigensinn, Heldentum und Weichlichkeit, Stolz und Trauer, Gut und Böse: all diese Kräfte und Überkräfte waren ihr Teil. Der Geist der Sippe, des Stammes, des Geschlechtes mischte und kochte die Kräfte in jeglichem Blut.

Alles ist in Allem. Gedanke in Gedanke, Ahnung in Ahnung, Bild in Bild, Blut in Blut. Der Vater ist im Sohne.

Sie sind in mir, so wie ich war in ihnen. Ich lebte, weil sie da waren und sie sind da, weil ich lebe. Ich bin auf sie gestellt im Guten und im Bösen, in Erlösung oder Untergang.

Und wohin ich sie führe, dorthin werde ich geführt sein. Ich habe sie alle, die Glänzenden und die Dunkeln, bis hierher getragen, bis in meine leichten und schweren Jahre. Gelitten und erduldet, geliebt und geehrt habe ich ihre tausend fernen Vaterschaften.

Und also sagt Laotse voll Weisheit: „Der Sohn ist älter als der Vater.“

Da pochen die Hammerwerke, schreien die Walzen, stemmen die Bergleute sich gegen den Berg. Nacht ist um sie. Dunkelheit. Perlender Schweiß auf ihrer Haut. Fallende Kohle. Manchmal ein Schrei. Es weint eine Frau. Kinder fragen nach dem Vater. Der liegt unterm Hügel, stumm und tot. Und andere Hügel steigen. Halben. Kohlenberge, die den Himmel streifen, wohin dein Auge blickt. Fördergerüste. Seilscheiben drehen sich munter. Wagen rollen. Weiße Wolken über Kokereien.

Schichtwechsel. Bergleute auf allen Wegen. Abend in den Kolonien. Lampen brennen. Defen summen. Glühern in Fluren. Heimlichtun und Seligkeit. Wie überall, wo es Abend wird. Auch Kohlenland ist Liebesland. Und dann ein Lied. Einer beginnt es, Kameraden fallen ein. Als ist die Melodie. Schon im Mittelalter sangen Knappen, die nach Silber gruben und Gold, dies Lied. Heute singens die schwarzen Kumpel im Ruhrgebiet und die Kumpel in Schlesien, die Kumpel im Wurmrevier und an der Saar. Hell klingt das Lied, rein sind die Stimmen der Männer, wenn emporsteigt die Melodie.

Und er hat sein helles Licht bei der Nacht, und er hat sein helles Licht bei der Nacht, schon angezündet, schon angezündet.

Glückauf. Glückauf. Die Nacht beginnt. Die Nacht verrinnt. Wieder heulen die Sirenen neuen Tag. Neuer Tag ist neue Arbeit. Arbeit im Bergwerk, Arbeit in den Fabriken, in Schulen, Kontoren und in den großen Werken, wo die Walzen sich drehen und Glutstücke pressen. Wo Eisen rinnt und Stahlblöcke poltern. Wo Wellen werden und schwere Anker. Hart ist die Arbeit im Walzwerk, wild der Rhythmus der Walzen, die ihre Kraft ansehen gegen den Stahl, der grau werden will, so oft er die Luft spürt, die kühl ihn umfächelt und seine Glut mindern möchte. Aber er darf nicht grau, er darf nicht müde werden, rot muß er bleiben, bis er die Form hat, die seine Form sein wird. Form, die den Fleiß der Männer kündigt in diesem Revier. Die endlos sich mühen vor Defen, die glühen, die ewig sich bücken mit schmerzenden Rücken, die nicht müde sein dürfen, ehe das Werk getan, zu dem man sie rief. Die arbeiten müssen. Immer im gleichen Tempo, immer im gleichen Rhythmus.

Rhythmus der Arbeit. Das ist der Gang der Ruhr. Rhythmus der Arbeit, das ist der Gang der Nacht und der Gang des Tages. Der Gang dieses Landes.

Das ist nicht Liebesang, das ist nicht Blütenklang. Da rauschen nicht Wellen und keine Kapellen spielen das Lied vom Altvater Rhein. Ruhr, das ist Kohle, Ruhr das ist Arbeit, Ruhr das ist Schweiß. Aber Ruhr ist auch Kraft und herrliche Größe, Ruhr, das ist Stolz und keine Blöße gibt der sich, der singt das Lied von der Ruhr. Denn mögt ihr den Rhein, den stolzen auch preisen, der in dem Schoß der Reben liegt, wo in den Bergen liegt das Eisen, da hat die Mutter mich gewiegt.

So singt die Ruhr, so singt Westfalen. Das stolze Land an Lippe und Ruhr. Das Land unsres Schicksals. Das Land unsrer Sorgen. Auf das wir geschaut, wenn wir Deutschland sagten, auf das wir gebaut, wenn wir Deutschland dachten. Und die Donner krachten, die Deutschland bedroht. Ruhrland in Not, das ist Deutschlands Verderben. Ruhrland tot, das ist Deutschlands Sterben. Ruhrlands Freude ist Deutschlands Freude. Gestern wie heute. Und dies ist der Gang, nach dem die Männer marschieren im Lande der Ruhr. Derb ist der Gang, derb wie das Land, das uns allen teuer, ist auch der Marsch der Haderkauer. Das ist der Marsch, der die Knochen emporreißt, wenn die Soldaten marschieren in Münster und Minden und Paderborn, dies ist der Marsch, der reißt uns nach vorn, wenn wir müde sind und nach rückwärts schauen, wenn wir klagen möchten und sternen wie Frauen, wenn die Schwermut sich breit macht in unseren Gliedern, und die Trauer sitzt uns bis unter die Haut, da finden den Weg wir zurück zu den Liedern und singen zusammen:

D, Hannes, wat en Haut.

Wer kann das verstehen, der nicht hier geboren, wer weiß wieviel Männer das Trauern verloren durch diesen Gesang? Denn dies Lied, es ist derbe, doch ist es ein Erbe, aus uralten Tagen, von denen sie sagen, daß sie besser waren als die Tage von heut. Wir wollen nicht lästern, doch die Tage von gestern, stets waren sie besser, weil wir vergessen das Leid jener Zeit. Doch uns muß gelingen, das Heute zu zwingen, drum singen auch wir: D, Hannes, wat en Haut.

Und all diese Lieder, dieses Dunkle, dieses Farge und frohe, dieser Stolz, diese Würde, diese Kraft, diese Bürde, dies alles ist Heimat, ist Land an der Ruhr.

Wo die Wagen stöhnen und die Hämmer dröhnen, wo die Flammen glühen und die Funken sprühen. Wo Menschen schaffen und Menschen sterben, wo Eisen wird und Kohle liegt, wo die Arbeit schreit und die Arbeit siegt, da singt die Ruhr, das Arbeitsland an der Ruhr.

DAS Dschungel rief

Schulz-Kampfhenkel

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neuland & Henius, Berlin. Nachdruck verboten

XII

Der kaum begangene, zuwachsende Pfad ist greulich. Man wadert und stolpert durch ein Fuchsgewirr von jungem Strauchwerk in dem Engpaß zwischen sattgrünen und triefenden Buschwaldmauern hin, die hoch wie eine Mauer stehen, und in Unterholz und Wipfeln undurchsichtig wie ein Brettergann. Hin und wieder raschelt und gurgelt es dahinter, das sind die heisergeheulenden Affen, unter denen auch mein „lagenhafter“ grüner Colobus sein könnte, doch ich weiß längst, daß ein Affenrufen in diesem Gelände ohne Aussicht ist. Wo sich zwischen Buschtronen ein freier Ausblick in den Himmel öffnet, sieht man zu weilen Pärchen kleiner Naschornvögel, Schildkröten oder Milane dahinjagen —, auf einer kleinen Lichtung, die einst eine Farm war, tummeln sich goldgrüne Bienenfresser in der Morgenröte, zwei grasgrüne Fruchttauben fliegen klappernd ab, irgendwoher ertönt das Röllern und Gefräß der bunten Turteln. Vor mir, in monotonem Gleichschritt, geht der Häuptling und schlägt mechanisch mit dem Büschelmesser dornige Ranken aus dem Weg. Jetzt durchwaten wir tiefes ein breites, munter murrendes Waldfließ, in dem hinter kleinen Felsblöcken im stillen Wasser fingerlange, in Regenbogenfarben schimmernde Fundulus-Fische stehen. Meine durchnässten Stiefel und Hosen sind bald wieder trocken; die Sonne strahlt gleich einem höllischen Heizstrahler in die ölige Buschluft, daß man glaubt, man könnte jeden Augenblick auseinanderfliegen. Und dann haben wir es endlich geschafft.

Als winziger Ader liegt das Quadrat der Maniotfarm inmitten steiler Dschungelwände vor uns. In vielen Stellen ist der Boden in der Tat von Schweinen zerpflegt, und die Fährten sind zweifellos von der vergangenen Nacht. Vor einer Ecke führt ein alter, enger Negerpfad leicht hügelab zu einem wild verwucherten Rastplatz. Das ist der Zugangsweg der Pinkelethierweine. Hier mühte man die Fallgrube anlegen; William, small-man und ich sind einmütig dieser Meinung. Nur Joseph äußert sich nicht, sondern starrt tiefsinnig vor sich hin. Was er davon hielt, frage ihn ich. O yes, hier sei es richtig, drückt er herum; aber der Boden sei hart zu graben, und ich habe ja nur ein paar Leute und kein Werkzeug. Die erwarde ich natürlich von ihm, sage ich vorwurfsvoll. Das sei eben das Palaver, jammert er; er fürchte, er werde nicht helfen können. — „Weshalb nicht?“, frage ich ihn an. — Weil man ihn morgen fort-hole ins prison, wimmert er voll Angst. „Wer holt dich ins Gefängnis? Mann, mach mir keinen Humbug, oder der Deibel so...“ Und nun legt er los: morgen sei die house-tax¹⁾ fällig; der Bote des Distrikt-Commissioners habe sich angelangt, und ihm fehlten noch zwei Schilling an der Steuersumme — und er habe es sich so nett gedacht, mir nun zu hush-hogs zu verhelfen, und nun komme ihm dies Palaver in die Quere, man würde ihn einsperren, bis er alles bezahle —, und so sprudelt eine Flut von wilden Klagen und Beschimpfungen auf die Regierung aus seinem riesengroßen, wulstigen Mundwerk, daß man ihn, wenn die Liberianer in Monrovia es hörten, wahrhaftig ins prison befördern würde. In Wahrheit ist alles ein großer Schwindel. Es endet damit, ob ich ihm nicht die zwei Schilling leihen wolle, damit er die Steuern bezahlen und mir beim Schweinefang mit Leuten und Werkzeugen helfen könne. Es ist tatsächlich die reine Erpressung. Aber er hat die schwache Seite des seltsamen weißen Mannes erkannt, der für die Aussicht auf lebendes meat wahrscheinlich auch seine weißen Mammis dahelheim hergeben würde. So bekommt er nach dem Rüdemarsch das Geldstück; er bedankt sich lebhaft und scheidet mit der Versicherung, alles für den Fallbau zu morgen vorzubereiten.

Es ist erstaunlich, aber Joseph hält Wort. Während er noch im Morgengrauen im Dorf mit seinen Leuten, die graben sollen, endlos herumredet, mache ich mich schon mit small-man voraus auf den Weg. Einjam und seierlich liegt die kleine Pflanzung in der Morgenröte. Freijährige verraten, daß die Schweine in der Nacht wieder hier waren. Wortlos, um die heilige, sonnige Stille der erwachenden Natur nicht zu zerreißen, nehme ich den Drilling von small-mans Schulter, der auf meinen Wink leise im Schatten eines Busches zusammenfällt. Vorsichtig pirsche ich den Bildschweinwechsel entlang auf das jumpige Palmwäldchen zu. Während ich so durch das frohende Grün dahinschleiche, überlege ich, daß diese Heimlichkeit eigentlich nur noch Pflichtgefühl oder Gewohnheit ist, denn die Male sind nicht zu zählen, da ich mich lautlos so mit jachtigen Bewegungen und erstarrtem Verharren im aufdämmernden oder vergehenden Tag oder in brütender Mittagsstunde an verschwiegenen, menschenfernen Orten durch die Wildnis zwänge, ohne auch nur den Schatten einer ertretenswerten Jagdbeute zu erpfehlen. Der enge Pfad führt durch nieberes, mannshohes Buschwaldbüschel in leichter Neigung abwärts, wo jetzt in der moralischen Waldpflanz die gefiederte Wirrenstammlose, mächtiger Palmbüschel auftaucht. Da gibt es auf einmal zehn, zwölf Schritte vor mir ein deutliches Brechen und Rascheln im Laubwerk, daß ich unwillig denke, ein Neger, der weiß, Gott was hier sucht, treibt dort herum und verdriest mir die Pirsche. Neugierig, was der Kerl in dieser entlegenen Gegend treiben mag, drücke ich mich festsitzend in Deckung. Wieder raschelt und knarrt es geheimnisvoll, unten, wo der verwilderte Pfad an der Grenze von Buschwald und Sumpfwald im uferlosen Blättermeer ausläuft, bewegen sich Zweige, es leuchtet hell-rotbraun aus der grünen Kluft, wie eine Erscheinung pflückt plötzlich der Rücken einer großen Antilope gemächlich durch das junge Gestrüpp des verrinnenden Buschpflades, wird im gleichen Augenblick schon von zusammenhängenden Zweigen und Blättern verschluckt.

Ein wahnsinniges Herzklopfen, das reine Hirschklopfen, schießt mir durchs Blut, ich habe den Drilling an die Schulter gerissen, doch die wenigen Sekunden waren zu kurz, Kinn und Korn für den Kugelschuß sicher zusammenzubringen. Lautlos, gebückt gleite ich in weichen Sägen den verwachsenen Weg zum Sumpfrand hinab, schlüpfe durch überhängende, mächtige Palmwedel in die grünliche Dämmerung und erstarre, bis über die Knie im Schlamm versinkend, für eine kleine Ewigkeit zur Bildsäule. Vor weniger als einer Minute wechselte die Antilope hier durch; gerade vor mir im klaren, klaren Wasser einer Lache wirbeln noch die Schlammwölken ihrer Tritte. Sie kann nichts von mir vernommen haben, trollte sich ohne Haß, muß also irgendwo hier noch im Dickicht stehen! Aber dies Dickicht! Es ist ja unvorstellbar. Rechts und links und vor meiner Nase stehen die alten, breiten Palmbüschel, mit gewaltigen, tiefgrünen und blank schimmernden Kronen zu niederem, dunklen Gewölbe zusammenhängend, — darunter, aus schwarzem Morast aufsteigend, lichtgrüne Jungpalmen, wirre Verhaue riesiger fahlgelber toter Wedel, durchwuchert von Sträuchern und Gräsern, und überall kreuz und quer durcheinanderliegende dicke Spulgestirke, uralter, versinkender und vermodernder Palmenstämme, die umponnen sind von zügellosem Schmaroger- und Säcklingspflanzenwerk. Es ist eine Landschaft wie aus vorgeschichtlicher Zeit, ein Paradies für die Tierwelt, die darin haust, ein höllisches Labyrinth für den weißen Jäger. Unmöglich, ein Wild hier zu verfolgen, wo schon der Blick sich auf

zähes Ringen mit der feindselig verponnenen Wildnis begann. Jeder Schritt mußte mit wuchtigen Hieben der Buschmesser oder, wo kein Raum zum Ausholen war, grimmigem Durchsäbeln der Äste und Ästen erkämpft werden, jeden Augenblick hing der Fuß in Schlingen und stolperte über verborgene, heimtückische Wurzelstöcke oder Steine, die überall mit scharfen Spigen aus dem Boden ragten. Schwindend und leuchtend, unter Blüten zerdrückter Äste, zwängten wir uns dahin. Von Zeit zu Zeit verharren wir und lauschen in die lähmende grüne Stille, ob nicht schon die Stimmen unseres Wildes irgendwo ertönten. Nichts war zu hören. Nur aus der Ferne schallten zerissen die Trompetenrufe großer Naschornvögel.

Eine Stunde mochte schon vergangen sein. Auf einmal winkt der Führer uns, zurückzukehren, und verschwindet wie ein Geist allein im Buschwerk. Ob er etwas gehört hat? Ich hode mich mit meinen beiden Schwarzen hin und warte. Eine kleine Ewigkeit verrinnt. Plötzlich fällt mir wieder ein, daß der Neger vorhin sagte, in diesem Wald lebt eine ganz gewisse Sorte „kleiner, grauer Affen“, deren Beschreibung ebenjagot auf Meerfische wie auf den grünen Colobus zutreffen könnte. Natürlich geht mir der Gedanke immerfort im Kopfe herum, und allmählich bekomme ich wahrhaftig so etwas wie Lampenfieber. Der grüne Colobus! Ob ich ihn wohl jemals zu Gesicht bekommen werde? In diesem Dschungel, wo selbst das gewöhnliche Affenvolk mit Tarnkappen angetan zu sein scheint? Es ist wirklich nicht sehr hoffnungsvoll.

Regenlied

Blauschwarz steht nun der Himmel,
von Wolken schwer und abendmüd.
Im Netz der dunklen Wipfel
hängt blaßes Rot, das still verglüht.

Wie atmet kühl die Wiese.
Die Kühe gehn im feuchten Gras.
In tausend zarten Halmen blinkt
der Tropfen blankes Naß.

Die Nacht steigt dunkel auf im Süd.
Die Sonne sank im Westen.
Nun rauscht durch tiefe Dämmerung
des Regens leises Lied.

Es rauscht von Ewigkeiten,
so abendleis, so feierlich.
Es singt von mir, es singt von dir
und segnet dich und mich.

Wilhelm Luetjens

zwei, drei Schritte im Pflanzenchaos verfangt. Aus der Tiefe des Sumpfes höre ich noch einmal ein leises Brechen, dann läßt das Rascheln und Knistern der Palmenfröhen im Morgenwind alle Geräusche ineinander verschmelzen.

Oben von der Kassadafarm tönen Menschenstimmen herab; Joseph mit seinen Leuten ist angekommen. Ich arbeite mich mühsam, von Schlamm und blutigen Röhren verklebt und verkrüppelt, aus meiner Sumpfwildnis heraus, wobei mir so der Gedanke durch den Kopf geht, daß doch Afrika noch lange nicht Afrika ist, — weil nämlich in den zahllosen Büchern zu lesen steht, es wäre drüben, in den Steppen-Jagdgründen des Ostens, bald langweilig, alle Tage arme Antilopen totzuschießen, — während hier im Liberianischen schon das ständige Aufsuchen eines rotbraun behaarten Tierlebens zur Sensation für das Tagebuch und zur wohlfeilsten, seltenen Momentaufnahme auf der Rehhaute des naturliebenden Waldjägers wird...²⁾

Zwei Tage nach der Antilope klappte es zum erstenmal mit Affen, — doch nur durch meinen Leichtsin, das Lager einen ganzen Tag allein zu lassen. Der Neger, der mich dazu verführte, verstand so homigisch vom Affenreich, daß er mich zu berichten — „nur einen kleinen halben Tag von hier“ —, daß ich schließlich Momo und den Tierwärter bei Verlust ihres Monatslohns für geordneten Betrieb im Lager haßbar machte und im nächsten Morgengrauen auf die Reise ging.

Die Filmkamera hatte ich heute eigentlich in der geheimen Hoffnung mitgenommen, einen Bildstreifen von den Affen zu bekommen, die nach den Reden meines Botenführers wirklich in Mengen in dieser Gegend leben mußten. Das taten sie nun aber nicht. Und als wir sie nach einer langen Weile mühseligen Durcharbeitens durch das verfilzte Unterholz endlich vor uns hatten, da war es das alte Lied, daß ich in meiner Eigenschaft als Museumsjäger blühend den Drilling sprechen lassen mußte, sobald in diesem Urwaldbüschel für ein paar Sekunden der Schatten meines Wildes zu erkennen war, — von den unmöglichen Lichtverhältnissen ganz zu schweigen. Doch nun will ich der Reihe nach erzählen.

Zunächst ging es mit unserem Führer an der Spitze durch Buschwald und kleine eingetretene Farmen, bis der Pfad am Rande einer solchen plötzlich abbrach. Ein

zähes Ringen mit der feindselig verponnenen Wildnis begann. Jeder Schritt mußte mit wuchtigen Hieben der Buschmesser oder, wo kein Raum zum Ausholen war, grimmigem Durchsäbeln der Äste und Ästen erkämpft werden, jeden Augenblick hing der Fuß in Schlingen und stolperte über verborgene, heimtückische Wurzelstöcke oder Steine, die überall mit scharfen Spigen aus dem Boden ragten. Schwindend und leuchtend, unter Blüten zerdrückter Äste, zwängten wir uns dahin. Von Zeit zu Zeit verharren wir und lauschen in die lähmende grüne Stille, ob nicht schon die Stimmen unseres Wildes irgendwo ertönten. Nichts war zu hören. Nur aus der Ferne schallten zerissen die Trompetenrufe großer Naschornvögel.

Eine Stunde mochte schon vergangen sein. Auf einmal winkt der Führer uns, zurückzukehren, und verschwindet wie ein Geist allein im Buschwerk. Ob er etwas gehört hat? Ich hode mich mit meinen beiden Schwarzen hin und warte. Eine kleine Ewigkeit verrinnt. Plötzlich fällt mir wieder ein, daß der Neger vorhin sagte, in diesem Wald lebt eine ganz gewisse Sorte „kleiner, grauer Affen“, deren Beschreibung ebenjagot auf Meerfische wie auf den grünen Colobus zutreffen könnte. Natürlich geht mir der Gedanke immerfort im Kopfe herum, und allmählich bekomme ich wahrhaftig so etwas wie Lampenfieber. Der grüne Colobus! Ob ich ihn wohl jemals zu Gesicht bekommen werde? In diesem Dschungel, wo selbst das gewöhnliche Affenvolk mit Tarnkappen angetan zu sein scheint? Es ist wirklich nicht sehr hoffnungsvoll.

Ich kletterte zurück und rief die Schwarzen. Nach kurzem Suchen brachten sie den geschossenen Affen an: es war die Meerfische mit dem weißen Nasenfleck. Aber der Führer, der strahlend sein Schillingstück kassierte, meinte, seine „kleinen grauen Affen“ sähen anders aus. Vielleicht sind es die grünen Colobus. Und während ich den ganzen Nachmittag ausgepumpt und zerfunden heimwärts pilgerte, dachte ich ungefähr zum tausendundzwölften Mal ingrimmig darüber nach, wie man es um Himmels willen anzustellen hätte, in diesem Buschpflad Museumsjagd und Tierfang ohne weißen Partner zu vereinen... —

Eine Woche verging. Von Franz, der als Agent auf Reisen war, und einem fremden Buschmann, der ein Gewehr besaß und einen zweitägigen Jagdflug für mich machte, wurde noch gute Beute tot und lebendig eingeliefert. Dann stand eines Abends leuchtend mein Läufer aus Monrovia im Lager und brachte mit dem Bspapierumschnürten Pak Europapost die Nachricht, daß der nächste deutsche Dampfer heimwärts in zwei Wochen fällig sei. Der erste Teil des Urwaldabenteuers war zu Ende. Häuptling Joseph rief die Augen auf vor Schreck, als ich plötzlich Träger für den über nächsten Tag verlangte. Doch als im Morgengrauen dieses wildbewegten Aufbruchtages der Mob ins Lager drängte und die Lasten auf den Dorfplatz schleppte, wo Franz sie mit Gebrüll in Schlinglinie stapeln ließ, — als wir das Zelt abbauten und das flatternde und quietschende Getöse in die gestochenen Transportkörbe verfrachten, da geriet auf einmal der würdevolle Häuptling mit dem zweiten Häuptling in ein schweres Handgemenge um ein Stück uraltens Drahtgeflechtes im verlassenen Bogellager, — und seine Untertanen folgten diesem Beispiel und durstüberboten wie die Hyänen jeden Winkel nach Konfervenbüchsen, Flaschen, bunten Schachteln und dergleichen Schätzen mehr, die der weiße Mann zurückgelassen haben mochte.

Der Karawanenmarsch mit all dem lebenden Getier war eine Nervenprobe. Nach der Mittagsrast gab es noch obenbrein ein Abenteuer, das die Kolonne völlig durcheinander brachte. Denn als ich mit dem Fahrrad beim allmählichen Ueberholen der in weiten Zwischenräumen marschierenden Trabanten um einen Wegknick bog, hörten mir zwei meiner Neger in heller Aufregung entgegen und gaben einen so verhaspelten und unverständlichen Bericht, von einem „riesengroßen Tier, beinahe wie ein Vogel, aber offensichtlich ein verheerter Zauber, das weitest vorn im Buschweg flüchte und die Karawane nicht passieren lasse“, daß ich schleunigst losfuhr, um dies Schreckbild anzusehen. Schon von weitem konnte ich erkennen, wie meine ganze Bande an einer engen Stelle des Pfades durcheinanderbrodelte. Ihre Lasten lagen auf der Erde. Als ich heran kam, abstieg und eilig durch ihre verdichteten Reihen drängte, blieb mir allerdings höchstselbst der Mund vor Staunen offen. Dort hinten, vielleicht fünfzig Schritte weit, denn näher hatten sich die Felder nicht herangewagt, stand zwischen den Dschungelwänden ein riesengroßer Strauchenvogel. Im ersten Augenblick vermeinte ich zu träumen und biß mich kräftig auf die Zunge. Aber der Strauch war keineswegs ein Traumgebilde, sondern kam jetzt geradewegs auf uns zu, so daß drei Kerle wie gehetzt zurück entwichen. Einer schrie in einem fort, „Maffa shoot him, Maffa shoot him“, die andern hieben mit den Messern dicke Knüppel aus dem Dickicht und ballten sich um mich herum zu einer kampfbereiten Streitmacht. Indessen schloß mich kreuz und quer die Frage durch den Kopf, wie um Himmels willen hier ein Strauch, ein reines Steppentier, mitten in den Urwald käme, wo die Neger vor sich einem nie gesehenen Schakal in der Tat das große Gruseln kriegen mußten.

¹⁾ Die liberianische Regierung treibt von allen Urwaldbüchern eine Zahressteuer ein, die pro Jahr und pro Hölle einige Schilling ausmacht.

²⁾ Die Antilope war wahrscheinlich Tragelaphus scriptus (Pallas).

Im Stillen Ozean

Von Ernst Keender

„Können Sie nicht schlafen, Stafe?“ fragte ich, denn ich hörte ihn schon die ganze Zeit, wie er sich herumwarf, und nun konnte ich auch nicht schlafen.

„Schlafen schon,“ sagte Stafe, „es ist nur so ein verdammter Wind draußen.“

Ich schlief bei Wind immer gut, ich fand ihn nicht verdammend, er blies um die kleine Blockhütte, wie eben ein Wind bläst, er heulte noch nicht einmal, er sang eher ein wenig und schlug von Zeit zu Zeit einige Zweige gegen das Dach.

„Wir können ja noch etwas reden,“ sagte ich, „vielleicht läßt der Wind später nach.“

„Nicht von Ihnen,“ sagte Stafe. „Es ist ja nicht so schlimm, wenn man nicht schläft. Man vergißt es sogar manchmal. Aber wenn man hört, wie der andere schläft, dann kann die Sache schieflich werden.“

Ich hörte einen leisen Knall, Stafe hatte ein Zündholz angestrichen und steckte sich eine Zigarette an.

„Wo der Kognat steht, wissen Sie ja, Stafe.“

„Danke,“ sagte Stafe. „Am besten schläft man eigentlich auf Schiffen.“

„Ich kann in Kabinen nicht so gut schlafen,“ meinte ich. „Es kommt darauf an,“ sagte Stafe. „Sie wissen ja, daß ich viel auf Schiffen fuhr. Ich gab mein ganzes Geld für Schiffe aus. Es ist das schönste Leben. Sie glauben nicht, was das für ein Leben ist. Ich blieb oft ein ganzes Jahr auf einem Schiff. Die meisten finden es langweilig. Das kommt von den Nerven. Ich hatte damals keine, hol's der Teufel.“

„Und jetzt ist Ihnen schon das bißchen Wind zuviel,“ sagte ich. Ich hörte, daß Stafe lachte.

„Sind Sie schon einmal ertrunken?“ fragte er.

„Nein. Wieso?“ sagte ich. Der Wind war draußen an einem Fensterladen und warf ihn auf und zu.

„Weil das bei Wind sehr unangenehm ist,“ sagte Stafe. „Wenn Sie nichts dagegen haben, hole ich den Kognat.“

„Natürlich,“ sagte ich. Ich hörte, wie Stafe das Feldbett verließ, gegen einen Stuhl stieß und die Flasche vom Tisch nahm. Dann hörte ich, wie er den Kognat in ein Wasserglas goß und sich wieder hinlegte.

„Ich kann Ihnen sagen, daß ich vor Schiffbrüchen nie Angst hatte,“ sagte Stafe — er machte eine Pause und trank, ich hörte ihn schlucken — „ich fand sie immer eher irgendwie lustig. Diese Kennerlei, wissen Sie, wenn die Warnsignale gegeben werden, diese völlige Abwesenheit von Vernunft, das gibt es nur einmal. Sie denken vielleicht, ich sei fatalistisch, das stimmt nicht, obwohl ich mir immer sagte, wenn die letzte Stunde kommt, weicht keiner aus. Aber ich tat stets alles, um es zu vermeiden. Ich hatte zum Beispiel auf jedem Schiff einen Koffer mit, der eigens für einen Schiffbruch konstruiert war. Sie lachen, aber es ist recht praktisch. Er war luftdicht verschlossen und schwamm, es waren Werkzeuge darin, Konserven, Trinkwasser, Tabak, Feuerzeug, ein zusammengepacktes Gewehr, Munition und Verbandszeug. Am Griff befand sich ein langes Seil mit einer Schlinge, die man sich bequem umwerfen konnte. Außerdem trug ich stets eine Kortweste. Sie sehen, daß ich mich versorgte. Sonst wäre ich heute längst bei den Fischen. Solange ich auf ordentlichen Schiffen fuhr, passierte selten etwas. Ich habe nichts gegen die Griechen, aber ihre Schiffe sind oft miserabel. Vielleicht reizte mich das, nachdem ich so lange auf vernünftigen Schiffen gefahren war. Das können Sie verstehen. Ich fuhr also eines Tages mit einem Griechen. Er hieß „Xenophon“, hatte in Rio geladelt, war ums Kap Horn herum und wollte hinüber nach Australien. Es war herrliches Wetter, wir schwammen im Stillen Ozean, es waren noch ein paar Tage bis Wellington, Neu-Seeland, als die plötzlich das Lied bekamen. Wie sie es bekamen, weiß niemand. Wahrscheinlich ist aus dem alten Kasten ein Stück Schiffswand herausgebrochen. Nun, sie alarmierten weder die Leute, noch hielten sie Reden wegen Ruhe und Disziplin, es ging alles viel zu schnell, sie schufelten nur wie verrückt am Deck herum, und dabei begann die „Xenophon“ sich schon ein bißchen zu legen. Ich war sofort bei meinem Koffer. Ich verstaute ihn immer oben auf dem Deck zwischen Tauwerk oder Segelstücken, denn mit einem Koffer können Sie dann nicht mehr aus der Kabine, es war Nachmittag und die Sonne brannte glühend, niemand beobachtete mich, Land war natürlich nicht zu sehen, es ging auch kein Wind. Ich war ganz ruhig. Ich warf zuerst einen mächtigen Balken über Bord, dann sprang ich mit dem Koffer ins Meer.

Es war ein brauchbarer Balken. Ich konnte bis jetzt ganz zufrieden sein. Was einen Schiffbruch so miserabel macht, ist, daß sich die Leute nicht vorher genügend damit beschäftigen. Rettungsboote sind ja ganz schön, aber sie sind zu unpraktisch. Hätte jeder seine eigene Theorie, sie müßte unter normalen Umständen die richtige sein. Ich war nur verloren, wenn es Sturm gab. Aber es ging nicht das leiseste Lüftchen, die Sonne brannte ungeheuer, und ich hatte einen Nachmittag auf dem Stillen Ozean vor mir. SDS hatten sie schon vor einer halben Stunde gesunkelt. Ich konnte jetzt warten, bis das Schiff untergegangen, und wenn der Strudel aufgehört hatte, konnte ich

mich wieder nähern, und dann wollte ich mir so einige Sachen heranholen, die dann stets oben herumschwimmen. Vielleicht konnte ich mir dann aus einigen Holzplanen ein Floß machen, ein Beil und Nägel hatte ich ja in dem Koffer. Und bis dahin konnte ja dann ein Schiff aufgetaucht sein, das die Funksprüche aufgefangen hatte und nicht allzuweit weg war.

Es waren drei Rettungsboote auf dem Wasser, als die „Xenophon“ sich plötzlich ganz umlegte, und nach einer Viertelstunde war nichts mehr zu sehen. Mir kam es jetzt vor, als sei ich in eine Strömung geraten, denn ich trieb immer weiter ab. Es war ganz unmöglich, an die Stelle zurückzukommen, wo die „Xenophon“ untergegangen war. Von einem Schiff war noch nichts zu sehen. Plötzlich entdeckte ich etwas, und jetzt bekam ich zum erstenmal Angst seit der Katastrophe. Am Himmel zeigte sich ein kleines weißes Wölkchen.

Nach kurzer Zeit hatte sich der Himmel überzogen, und dann brach der Sturm los. Jetzt hätte mir auch ein Floß nichts mehr genützt.

Nun, ich hatte mich so an den schweren Balken festgebunden, daß mein Kopf auf dem Holz lag. Mit meiner Theorie mußte es natürlich gleich zu Ende sein. Ich wurde in dem losbrechenden gewaltigen Sturm von einer Woge in die Höhe geschleudert, und dann schloß ich wie ein Pfeil unter Wasser, ich kam noch einmal hoch, der Himmel war dunkel, und das Meer raste und brüllte, Berge aus Gischt

mung, daß ich lebte. Ich hätte ein Jahr so liegen können. Ich fühlte mich nur verdammt schwach. Die Kleider waren in der glühenden Sonne längst getrocknet. Ich hatte einen wahn sinnigen Durst. Es war schwer, den Strid loszutreiben. Es war, als hätte ich lauter Luft in den Knochen. Dann sah ich mich nach meinem Koffer um. Er war fort, am Ende des Strides hing noch der massive Griff. Ich zog meine Uhr aus der Tasche, sie war wasserfest, sie ging noch, es war Sonntag, morgens gegen 10 Uhr. Ich hatte also zwei Tage hinter mir.

Am Freitag war die „Xenophon“ untergegangen. Vor mir lag das Meer, glatt und weit, ich hatte so ein ruhiges Gefühl, als hätte ich ein Jahr Schulferien. Ich stand auf und ging in die Insel hinein. Ich bahnte mir einen Weg durch den tropischen Pflanzenwuchs, er reichte mir bis zur Brust und roch betäubend, und dann sah ich einen kleinen bewaldeten Hügel. Ich stolperte und fiel mit dem Gesicht in das dicke Gras, und dann merkte ich, daß ich auf meinem Koffer lag. Das Meer hatte ihn ins Gebüsch geworfen. Es war der endgültige Sieg meiner Theorie. Ich hieb mit einem Stein das Schloß auf und trank den ganzen Wasservorrat, er war etwas warm, aber er kühlte den Durst. Was soll ich Ihnen sagen, Wurner, ich haufte drei Monate auf dieser Insel, sie war nicht bewohnt, man konnte in annähernd zwei Stunden um sie herumgehen. Es gab Quellwasser und ich hatte das zusammengelegte Gewehr, und ich schoß Vögel und fing Fische und hatte eine Hütte und die kleine Mundharmonika, auf der ich abends spielte, wenn die Sterne aufgingen. Tag und Nacht brannte ich zwei große Signalfire, eins auf dem Hügel und eins am Strand, es gab ja genug Holz. Ich wollte ja schließlich wieder auf ein Schiff.

Eines Nachts hörte ich im Schlaf den tiefen Ton einer Schiffs sirene. Ich machte mich sofort auf, und dann hörte ich die Sirene wieder. Ich sprang auf und lief aus der



Beim Kartoffelsammeln

der, Stimmung und Seelenfarbe der Ostvölker legte sich auf den Deutschen.

In dieser Gegend roch es scharf und köstlich nach Salz, die Laugenpfannen Elton und Bastunjschat waren nicht weit unter dem Sehtreis.

Aber der Deutsche war nun nicht von der Natur und den Jahrhunderten seines Volkes gemacht, um gleich diesen da der Schwermut sich zu ergeben und auf ein Schicksal zu warten, das vielleicht um eine Wüstenküste biegen würde. Ab schüttelte er die Landhaftstrauer, brachte mit kräftigen Bewegungen sein Blut in Wallung, seinen Körper zum Fühlen seiner selbst und die Seele zum Selbstvertrauen. Wahrlich, sie waren da ein Fremdboll nicht nur den Russen, sondern auch den Ostvölkern! Was hatte sie nur dahergebracht? Alle die Wärme und Völkerschaften da waren aus dem großen Ozean gekommen, dem unerschöpflichen Osten, mit der Ahnung und allem Wahn des Ostens im unbewußten Blute, gekommen auf zottigen kleinen Rossen oder auf den schwielenharten eigenen Sohlen hinter blösenden Herden. Sie aber, die Deutschen, waren von Westen da hergefahren, auf festgefühten schönbemalten Wagen, die von stattlichen Rossen gezogen worden waren. Die Kaiserin Katharina hatte die Wagen bauen und die Pferde laufen lassen bei den deutschen Bauern, die ihre Vorgängerin Elisabeth rund um Petersburg herum angelegt hatte. Da waren sie da hergekommen, die feinsten Deutschen, in gebiegenen Stiefeln, gestärkten absteigenden Kamisolen und steifen Hüten — und waren mit den sonnenbrühten barfüßigen genügsamen Völkern, die mit der Morgengröße heraufgezogen waren, zusammengetroffen, und beide hatten sich wohl nicht wenig verwundert. Was in aller Welt mochte sie denn veranlaßt haben? Und warum hatten gerade sie sich aufgemacht und den Staub der Straßen des Vaterlandes abgeschüttelt? Waren etwa Schweden gekommen, die doch einmal Finnland und die diesseitige Küste der Ostsee beherrscht und schon mit einem Fuße im russischen Reich gestanden hatten? Oder Polen, die doch nahe angrenzten und nur eine kleine Reise hatten? Oder waren Leute aus Italien gekommen oder hatte sich gar ein Teil Frankreichs auf die Ostwanderung gemacht und den Verluft des Zusammenhangs mit dem Vaterland auf sich genommen? Oder waren englische Schiffe in die Bufen der Ostsee eingelaufen oder des Schwarzen Meeres und die Flüsse heraufgekommene Engländer, die doch sonst durch alle Border- und Gintertüren in der Welt in die Länder drangen und die Völker belästigten? Warum gerade Deutsche? Das mußte einem zu denken geben! Aber man durfte eigentlich nicht darüber nachdenken, es wurde einem übel davon. Es blieb nichts übrig als festzustellen, daß alles so war wie er war und nicht nur sich damit abzufinden, sondern dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen, allein von den Westvölkern hinausgeworfen ins Meer des großen Ostens. Vielleicht wurde, was ein schlechter Scherz der Geschichte schien, ein großes Schicksal der Deutschen. Völk er hatten die Geschichte gemacht, sie waren nicht von ihr gemacht worden. Das war eine erhebende Vorstellung — freilich war sie auch geeignet, einen leichten Schweiß auf die Stirn zu treiben.

Die Russen im Vorkiff summten ein Lied, das sich mit dem Knistern der Blumenterhüllen selbst mischte. Es begann mit den Worten „Kosija moja“, es endete mit ihnen und bestand fast nur aus diesem Liebesanruf an Rußland. Der rote Großruß da unten brach im Singen plötzlich ab und trauerte sich einige Kernhüllen aus seinem großen Vate.

Es war sicher, daß nur eines half: zum Schicksal ja zu sagen und es als Ausgangspunkt zu nehmen. Was sollte es frommen zu wissen, daß es anders ausgefallen wäre, wenn . . . wenn . . . wenn die Väter in Deutschland geblieben wären? Aber nun waren die Väter ausgewandert und das kleine Wolgadeutschland war ganz ein eigenes Deutschland geworden mit einem Schicksal für sich. Dieses hieß es annehmen, es gab gar nichts zu wählen. Es gab gar nichts, als dafür zu sorgen, daß hier die Steppe zauberhaft wurde wie drüben der Wald und die Wolga ein heilig umraunter Fluß wie dorten der Rhein — wenn das geschehen sein würde, dann erst war der Stempel unter die Urkunde von der Besitzergreifung eines Landes durch ein Volk gesetzt, denn diese wird zwar mit Blut und Schweiß geschrieben, festgelegt aber wird sie erst durch das verklärende Wort der Dichter. Oh, ungeheuer viel war hier an der Wolga noch für sie zu tun, kaum angefangen mit ihrem Werk hatten die Deutschen. Die äußere Besitzergreifung war geschehen, Land und Boden waren fest in ihren Händen. War auch die innere Landnahme vor sich gegangen, da die Pflarer noch immer nach Deutschland reisten und die Schulmeister sich dahin sehnten? Von der Vertikung ganz zu schweigen. Es mußte vielmehr dahin kommen, daß man sich in Deutschland sehnte, an die Wolga zu fahren. Der Dichter mußte an der Wolga aufstehen, der den Deutschländern mit schmeicheleichen Worten Wolgadeutschland verführerisch malte, so daß sie alle, von Fernlust ergriffen, kühnlich zur Wolga drängten. Von den Besuchern schwärmerischer Reisender mußte Kraft und Vertrauen zurückbleiben das ganze Jahr und sich im nächsten von neuen Wanderlustigen wieder erfüllen.

Reiche vergehen, aber die Kunde davon lebt durch den Sänger. Es hat keinen Zweck, Geschichte zu machen und große Taten zu tun, wenn man nicht den Dichter bestellt, der das Getane bejunge.

Hier stand man auf dieser Erde, hier war man schicksalsgemäß mit dem Leibe, hier hieß es also auch willentlich mit der Seele sein. Und sollten sie es nicht gern sein in diesem Land der Ungemeinheiten, der großen Gesetzmäßigkeiten und ewigen Ueberrassungen, aller Großartigkeiten?



Erntedankfest

Holzschnitt von Geo Tyroller

zollten heran, und dann fürzte eine jagende Wand über mich, und ich verlor das Bewußtsein.

Ich trug damals noch die dicke Genser Uhr; sie lief vier Tage, wenn sie aufgezogen war, und hatte ein Zifferblatt und einen Zeiger für sieben Tage. Nun, ich hatte mein Leben dieser Meeresströmung zu verdanken, denn der Sturm hätte nicht ausgereicht, mich an die kleine Insel zu bringen, auf der ich nach langer Zeit wieder zu mir kam. Ich lag noch mit den Füßen im Wasser, und mit der Brust lag ich auf dem Balken, und der Balken lag im Uferland. Aber ich hatte jetzt das Gefühl, das ich noch nie gehabt hatte, es war nur die ungeheure Wahrneh-

mitte und hinunter zum Strand. Die Feuer brannten gut, und dann sah ich weit weg über dem dunklen Meer kleine Lichter.

Es war ein Holländer. Er schickte, als es hell wurde, ein Boot und holte mich ab. Na, da war ich wieder auf einem Schiff. Mein alter Koffer war nicht mehr zu gebrauchen, aber diesmal passierte nichts, und als ich in Sydney ankam, ließ ich mir wieder eine neuen anfertigen. Sehen Sie, jetzt hat der Wind draußen aufgehört. Ich schäme, ich kann jetzt schlafen. Dann bis morgen!“

„Bis morgen, Stafe,“ sagte ich, und ich sah, daß es schon anfang hell zu werden.

Deutsche Wolga

Von Josef Fonten

Im Frachtraum des Vorkiffes lagen die Russen — rührend die Bilder der auf den dünnen Reisbündeln schlafenden, rötlich bärtigen Köpfe. Wegbrüder alle, auf Wanderung alle, wohin? Denn sie wandern nicht um des Wanderns, sondern um des Zieles willen. Was sollten sie um des Wanderns willen wandern, da überall, wohin sie kamen, dasselbe gleiche große Rußland war? Nur die Namen der Heiligen waren verschieden, die man in berühmten Klöstern besuchte. Man wallfahrte — wallfahren ist für den kleinen Mann das dem Reichen vorbehalten Reizen. Den Wallfahrer läßt man mitaufsitzen, unterhaltlichen Wegbrüder des sich langweilenden Rutschers, bescheidener Jaungast zwischen der Fracht auf den Schiffen. Was nicht schlief, das murmelte leise, und was nicht murmelte, das Sonnenblumenkerne. Ein selbes feines Knistern ging durchs Schiff, überallhin wurden die leeren Hülsen gespuckt. Immer wieder griff die Hand in die Tasche, einige Leute hatten auch einen Samenteller der Sonnenblume einem Roggenbrot gleich unter dem Arm

und die Finger mit uraltem Dred unter dem Nagel pieten wie Vögel die öligen Samen heraus.

Da waren Groß- und Kleinrussen von einander unterschieden und von beiden die Wolgabulgaren zu trennen, die Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotjaken, die mohamedanischen Tataren und Kirgisen und die buddhistischen Kalmücken, alle diese Leute, welche den Russen einfach „Volkstremde“ waren, worunter sie die Deutschen nicht anders begriffen als die Kalmücken. Ah, da mühten sich die Deutschen und kämpften und lüchten sich selbst treu zu bleiben und Rußland gerecht zu werden, „nd in der Regierung und Gesellschaft von Petersburg wurde gelegentlich einmal von einem besonders Wissenden erwähnt, daß da unter den Volkstremden, Anorobys, an der Wolga, „auch einige Deutsche“ seien. O um den Aushäufungen! O um das Daangehen! Wer sein Schicksal mischt in das der namenlosen Völker, wie darf er ein namentliches für sich erwarten? Und die Schwermut der weiten Oslän-



In der Mittagsonne

DAS BILD

Von Georg Freimuth

„... und nun aber müssen Sie mir erzählen, lieber Freund“, sagt Frau Berena und lehnt sich erwartungsvoll in den Korbsessel zurück. „Sie müssen doch in den beinahe zehn Jahren, die wir einander nicht gesehen haben, auch allerhand erlebt haben!“

Heinrich Horn schaut vor sich nieder auf den mit roten und weißen Platten belegten Boden der Veranda: „Er lebt“, wiederholt er gedehnt — und dann: „Was soll ich erzählen? Sie sagen „Windhoel“ und „Reetmanshopp“, wie ich „Potsdam“ oder „Leipzig“ sage. — Sie haben über die grenzenlosen Steppen Südwestafrikas hingeblickt und vor dieser Weite sind Ihre Augen jung geblieben. — Sie können über Kämpfe gegen wilde Tiere und gegen die Dürre berichten und von der Pionierarbeit erzählen, die Sie mit Ihrem Gatten auf Ihrer Farm geleistet haben und die zukünftigen Geschlechter zugute kommt, — aber ich? Ich habe gemalt; Porträts, Landschaften, — habe gute und schlechte Kritiken über mich ergehen lassen, — das ist alles. Der Brunnen, von dem Sie vorhin so nebenher sagten, daß Sie ihn am Rande der Steppe graben ließen, dieser eine Brunnen gilt unvergleichlich mehr als alles, was ich in diesen zehn Jahren „geleistet“ habe!“

„Jetzt sind Sie aber zu bescheiden!“

Heinrich Horn flüstert: „Gleich sind wir wieder vereint...“, da fällt ihr Blick auf das Bild aus der Heimat, auf das Bild mit der Windmühle und den Birken. „Windmühle und Birken? denkt Heinrich Horn. Vorhin sagte sie doch: Bauernhaus und Pappeln. Er schweigt aber, und Frau Berena fährt fort:

„Es ist natürlich schwer zu sagen, was die Frau in diesem Augenblick denkt: Vielleicht fallen ihr ihre Eltern ein, mit denen sie einmal als Kind in einer solchen Landschaft spazieren gegangen ist; vielleicht weiß sie plötzlich, daß sie hier nicht für sich allein steht, sondern diesen Fleck afrikanischer Erde für die in der Heimat festhalten muß; — vielleicht sagt sie auch nur leise vor sich hin: „Du sollst nicht im Wüstenland liegen bleiben. Liebst du, du sollst in der Heimat ruhen, und dort werden sie mich neben dich betten!“ Was immer sie auch denkt, — sie läßt das Glas sinken. — Und zwei Tage später bringen Nachbarn ihren Mann, schwer verwundet, aber nicht hoffnungslos...“

Frau Berena hebt ihre Augen und lächelt unbeschreiblich gütig, da sie nun fragt: „Es muß nicht gerade so gewesen sein, — ich sprach von Afrika, weil ich so lange dort lebte, — aber könnte etwas Ähnliches nicht wirklich einmal geschehen sein, — mit einem Ihrer Bilder geschehen sein, lieber Freund?“



Blick über die Dächer

„Im Gegenteil! Wissen Sie, Frau Berena, — Sie gestalten mir doch noch diese Anrede aus früheren Zeiten? — Wissen Sie, ich hatte schon lange den Verdacht, daß ich ein ziemlich überflüssiger Zeitgenosse wäre, aber niemals war es mir so klar wie jetzt, da Sie von Ihrem Leben erzählten. Ja, die großen Meister der Vergangenheit, die etwa Tod und Auferstehung des Heilands malten und damit Harte erschütterten und Verzweifelte trösteten, — die wußten, wozu sie lebten. Aber wir heutigen? Ob es ein paar Stillleben mit Melonen und Hummern, ein paar Landschaften mit Wasserfällen oder Windmühlen mehr oder weniger gibt, ist doch wirklich so gleichgültig! Und sehen Sie, dieser Gedanke raubt einem natürlich alle Schaffensfreude: Wozu sich mit einer Arbeit abmühen, denkt man, die schließlich — überflüssig ist...“

Heinrich Horn schweigt mit gekränktem Gesicht, Frau Berena betrachtet von der Seite aufmerksam sein schmales, müdes Antlitz, dann beginnt sie vorsichtig: „Glauben Sie nicht, daß Sie mit Ihrer Kunst diesem oder jenem Freude und Lebensmut schenken könnten?“

„Das glaubte ich, als ich jung war, — jetzt nicht mehr.“ „So“, sagt Frau Berena leise, „jetzt nicht mehr...“ Und fährt nach ein paar Augenblicke des Stillschweigens gedämpft, und an dem Besucher vorbei in den Abend hinausschauend, fort:

„Ich denke jetzt an eine Farm im afrikanischen Busch: der Mann und die Frau haben in zäher Arbeit geschafft, Jahr um Jahr, nun haben sie verlässliche schwarze Arbeiter, ihre Herden vermehren sich, nun können sie daran denken, ihr Wohnhaus freundlich und heimelig zu gestalten. Ein Hamburger Freund sendet ihnen Möbel, Bücher, vielleicht ein Piano, und — ja, auch ein paar Bilder: Landschaften aus der Heimat, — darunter vielleicht ein Bauernhaus unter Pappeln. Und nun kann ich mir denken, daß an schweren Tagen — die da draußen niemals ausbleiben! — daß an solchen Tagen ein Blick auf dieses Stück Heimat die beiden mit frischem Mut erfüllt. Ja, ich könnte mir sogar vorstellen, daß eines Tages der Mann fortzögen, — Hereros haben eine Herde geraubt oder das Nachbarhaus niedergebrannt, — ich kann mir vorstellen, daß nun die Frau öfter als sonst dieses Bild betrachtet, wie man etwa in düsteren Stunden öfters einen Blick in einen Brief wirft, den ein geliebter Mensch einem geschrieben hat. Und dann könnte es geschehen, daß die Schwarzen draußen im Hof plötzlich anfangen, die Köpfe zusammenzustehen und sich zuzuschnurren und scheu umzusehen, daß sie lange nicht mit der Sprache heraus wollen, bis es einem Alten plötzlich entfährt: „Der Herr kommt nicht zurück, — Naar, der schwarze Bogen des Nachbarn ist eben vorübergefahren, — es hat eine Schießerei mit den Hereros gegeben, — den Herrn hat es getroffen...“ Und dann beginnen die Schwarzen sich die Haare zu raschen, die Frau aber geht still in das Haus. Nun könnte sie ja so hoffnungslos und so voll Verzweiflung sein, daß sie zur Hausapotheke ginge, eine ganze Schachtel eines Pulvers in Wasser auflöste und das Glas an den Mund setzte. Einen Herzschlag lang sieht sie ihren Mann tot im Wü-

Heinrich Horn schüttelt langsam den Kopf: „Sie sind — eine Dichterin, Frau Berena, aber —“

In diesem Augenblick öffnet sich die Tür, Hans Franke, Berenas Gatte, tritt ein. Schmal, braun, energiegel, begrüßen einander herzlich, der Hausherr öffnet eine dicke bauchige Flasche, eine Zigarrentüte, und bald sind die Männer in ein lebhaftes Gespräch über allgemeine Dinge verwickelt. Frau Berena lehnt schweigend am Fenster, da hört sie ihren Gatten sagen: „... so ein Geweih hast du noch nicht gesehen, das muß ich dir unbedingt zeigen!“ Und ehe sie noch etwas einwenden kann, stehen die beiden Männer an der Tür zum Nebenzimmer, Hans Franke öffnet: „Da — ein Kapitalbuck, was?“ sagt er stolz.

Heinrich Horn sieht: Ein seltsames Geweih, daneben aber — daneben ein Bild, — eine Windmühle, — Birken... Der Freund ist seinem Bild gefolgt: „Ach so, dein Bild, das interessiert dich natürlich mehr“, sagt er gutmütig, „ja, wir bekamen es aus Hamburg und nahmen es jetzt hierher mit. Meine Frau liebt es sehr.“ Der Maler wendet sich halb um, da steht Frau Berena, — plötzlich erblickt, — legt bittend den Finger an den Mund...

Eine Viertelstunde später läuft ein Mann durch die Straßen, läuft wie ein Junge, lacht und pfeift vor sich hin und stößt da und dort an Vorübergehende. Und sie blicken ihm nach, kopfschüttelnd, aber nicht ärgerlich.

„Der hat sich eben verlobt“, denken sie, „oder er hat den Haupttreffer gewonnen!“ Denn sie können ja natürlich nicht wissen, daß dem dahinkommenden Mann soeben ein neues Leben geschenkt wurde!

★

Das Gebet auf der Brücke

Erzählung von Hans Franke - Heilbronn

Auf der Brücke bei G. im Schwäbischen konnte man vor Jahren mitunter — namentlich an den großen Festtagen — eine einfache Frau beobachten, die lange Zeit auf der Brücke auf und ab zu gehen pflegte, oder auf einem mitgebrachten kleinen Feldstuhl niederließ, und dies immer unmittelbar in der Nähe des mittleren Pfeilers, der in einer Art Obelisk endete. Es war eine dunkelgekleidete Frau, die einen runden schwarzen Hut trug und an deren Kleidung man außer einer golden leuchtenden Brosche keinerlei Weiß oder Farben beobachten konnte. Oftmals auch stellte die Frau den Feldstuhl zur Seite und kniete im Staub der Brücke vor dem Pfeiler nieder, in stille selbstverständliche Andacht versunken. Es ist niemandem in dieser Gegend aufgefallen zuletzt, wenn die Frau dort kniete, denn alle kannten hier ihre Ge-

Schlesische Trachtenhochzeit



sichte, und man konnte wahrnehmen, daß viel Rücksicht auf dies Geben geübt wurde: man ging langsam und ohne Laut an ihr vorüber, Lachen und Gespräche brachen ab, ja, es ist oft vorgekommen, daß die schweren polternden Erntewagen und Fuhrwerke ihren Lauf vor der Brücke verhielten, wenn ihre Lenker die Frau dort knien sahen, und warteten, bis die Frau mit einem letzten Blick auf den Pfeiler, der einen Baupruch und eine Jahreszahl trug, wieder von ihnen ging.

Dies aber ist die Geschichte dieser seltsamen Andacht.

Als die Brücke, die zwischen G. und K. über den Nedar führt, vor vielen Jahren gebaut wurde, war dort unter anderem ein Arbeiter beschäftigt, der in der nahen Stadt seinen Wohnsitz hatte, sich aber, um das lästige Fahrgehalt zu sparen, billig in G. eingemietet hatte und seine Frau des Samstags nach K., der Bahnstation, kommen ließ, um einen Teil des Lohnes ihr anzuvertrauen, frische Wäsche und ein wenig Hausgemachtes zu empfangen und seine unauferbaren Sachen der Frau zu übergeben. Dazu natürlich einen Gruß und herzhaften Kuß für die Kinder.

Der Mann war als ein lustiger und lieber Kerl bei seinen Arbeitskameraden bekannt, alle hatten sie ihn gern, er wußte auf der Mundharfe gut zu spielen, und seine Schnurren und Witze waren prächtig, wenn auch ein wenig derb. Und weil er so lustig und stets guter Dinge war, sah er auch gerne bei einem Schoppen Wein in der Schenke, denn hier löste sich seine Zunge und kamen die Schnurren ihm ins Gedächtnis gestiegen. Und der herbe Wein mundete ihm besonders, wenn er Samstags mit seinem Weibe zusammenlag, das er eine Woche lang nicht gesehen hatte. Er kam zu diesem Beisammensein stets in einem der Nachen, die an der Baustelle gebraucht wurden, über den Fluß gefahren, und er fuhr nachts auch in dem Nachen wieder zurück, bis an die Baustelle, die damals bei dem Bau der Pfeiler angelangt war; das Wasser reichte bis kurz an die Baustelle heran, wo die Schächte der Pfeiler schon gezimmert standen, um den Beton aufzunehmen, den die großen Maschinen den Tag über ausspielen und aus großen Mäulern fallen ließen.

Wenn er so mit der Frau geschert und geschäkert hatte, wenn sie sich wieder einmal gegenseitig in die Augen geschaut hatten, wenn er die Küsse für die Kinder auf ihrem Munde abgegeben hatte und sie noch einmal umfaßt hatte, dann ging er wohl nach Abfahrt des Zuges noch einmal in die Schenke zurück und trank hier einen oder gar zwei Schoppen mehr als das seine Art war, und leise pfeifend stieg er dann zum Nedar hernieder, setzte sich in seinen Kahn und ruderte mit ein paar mächtigen Schlägen auf die Baustelle zu, die dunkel aus dem Wasser ragte, um bei ihr festzumachen und über die Bohlen und Bretter hinweg seinem Nachtlager in G. zuzutreiben.

Eines Montags nun wunderte man sich auf der Baustelle, daß dieser Arbeiter nicht auf seinem Arbeitsplatz erschien, wie es seine Pflicht war, und man dachte, er habe vielleicht auch am Sonntag einen über den Durst gehoben und schlafe nun in G. seinen Rausch aus. Der Nachen, den er sonst sorgfältig festzumachen pflegte, schaukelte abgetrieben im Schilf des jenseitigen Ufers, die Laternen, die er in der Zeit des Neumondes bei sich trug, lag auf den Brettern. Die Kollegen suchten ein wenig, einer mußte in einem anderen Nachen den Flüchtling vom anderen Ufer herbeiholen, die anderen aber standen bald mitten in der fertigsten Arbeit, denn gerade heute ging die große Füllung der Strebe Pfeiler an, die Tage waren schön und wolkenlos, und bald ratterten die Betonmaschinen und ließen Zentner auf Zentner in die hohen Formen der Pfeiler gleiten, auf denen einst das ganze Gewicht der Brückenhögen zu liegen kam.

Als nun aber der Arbeiter auch am Dienstag nicht auf der Baustelle erschien und auch in seiner Schlafstelle in G. nicht aufzutreiben war, wurde bei der Frau in der Stadt eine Rückfrage gehalten, die ergab, daß er auch

dort nicht gewesen war, sodaß man sagen konnte, er sei buchstäblich vom Erdboden verschwunden. Nun glaubte man natürlich zunächst, daß der Mann ertrunken sei und man natürlich zunächst, daß der Mann ertrunken sei, und in dem nahen Wehr hänge, das dort den Strom teilte und alles auffing, was angetrieben wurde. Aber auch hier kam der Verschwindene nicht ans Licht.

Seine Frau war sehr traurig, denn gerade am Samstag hatten sie lange zusammen geschäkert, der Mann hatte auch vieles von dem Bau der Brücke erzählt und wie nun mit der Pfeilerfüllung und den weiteren Arbeiten bald alles der Vollendung entgegengehen werde. Es war auch festgestellt worden, daß er noch zwei Schoppen getrunken hatte, ehe er sich vergnügt und munter auf seinen abendlichen Heimweg gemacht hatte. Ein Bauer hatte ihn noch mit seiner Laterne ins Boot steigen sehen.

Die Geschichte vom Tode des Arbeiters hatte sich wohl im Nebel des Unauflösbaren verloren, wenn nicht eine seltsame Begebenheit auf der Baustelle wenige Tage später die Aufklärung gebracht hätte. Die großen Mittelbögen nämlich waren nun eingefügt worden, der Mittelpfeiler war seines Brettergerüsts entkleidet und stand hoch und gewaltig da, und man war dabei, den östlichen wesentlich kleineren Pfeiler mit der Betonmasse zu füllen. Die Schachtwände waren auch hier gestützt und gestützt und ansehnlich war auch hier die Tiefe, in die man noch einmal herabstiege, ehe sich die Walzen der Maschinen in Bewegung setzten. Und ehe das geschah, da rief mit einem Male ein junger Hilfsarbeiter, der über den Rand in den Abgrund spähte: „Da unten liegt ja der X!“ Nun war es zwar nicht der Vermißte, der da lag, es war nicht einmal ein Bündel Kleider, Lumpen oder Sack, es war nur ein Schatten, den der Mann gesehen hatte. Vielleicht war es nicht einmal ein Schatten, sondern ein Gesicht, ein Anruf. Denn obwohl man nichts fand, wußten die Arbeiter mit einem Male dennoch, wo denn nun der Vermißte zu suchen gewesen wäre und wo er aller Voraussicht nach auch sein Grab gefunden hatte: auf dem Grunde des Mittelpfeilers, der damals soweit wie nun jetzt dieser Pfeiler gewesen war!

Als die Arbeiter den Ruf des Arbeiters und seine heilsichtige Deutung begriffen hatten, wurde es auf der Baustelle ganz still. Niemand wagte nach dem Mittelpfeiler zu schielen, in dem sie selbst, seine Kameraden, unwillkürlich ihm das Grab geschüttet hatten; niemand tat einen Schlag mit dem Hammer, niemand hob das Beil oder den kurzen Schlegel, es lag eine furchtbare und grauenvolle Stille ringsum. Es war ein ganz klarer herbstlicher Tag, und aus dem nahen Flußbade hörte man das Geschrei der Kinder. Als man sich aber von dem ersten Schreck erholt hatte, schritt ein älterer Arbeiter, mit dem der Vermißte oft einen Trunk getan hatte, langsam aus der Gruppe heraus und auf den mittleren Pfeiler zu und ihm nach schoben sich die anderen. Auf dem zu Tode Gefürzten lasteten nun diese Abzertentner Beton, lastete das Gewicht der Rundbögen, ein Grab war hier geworden, wie es wenige Menschen haben und finden werden. Der alte Arbeiter schritt wie gelagert langsam auf dieses Grab zu, legte seine Hand wie liebevoll auf die rissige Wand, lächelte ganz seltsam und verschluckte dann das Wort, das er aussprechen wollte. Dann nahm er seine Mütze ab, und die ganze Belegschaft betete leise.

Die von der Kriminalpolizei kurz darauf wieder aufgenommenen Nachforschungen bestätigten den schmerzlichen Einfall des Hilfsarbeiters: der Mann mußte bei der Heimkehr in den Schacht des Mittelpfeilers gestürzt und zu Tode gekommen sein; ohne daß sie es ahnten, hatten seine Arbeitskameraden über ihm das Grab gewölbt.

So kam es, daß die Frau des Toten jahrelang hier ihre Andacht verrichtete: Betend und kniend vor der sehr unheimlichen Wand eines Betonpfeilers; aber alle, die es wußten, ehrten diese Gebete mit Stille und Schweigen.



Der Pflug zieht wieder durch die Stoppelfelder

WOCHENEND

Das schöne Westfalen

Brakel, die alte Hansestadt im Nethegau Ein Schatzkästlein im Dreizehnlinden-Land

Freundliche Dörfer, weite Wiesen und Felder grüßen uns, die wir im Autobus auf den alten Heerstraßen durch das Land Friedrich Wilhelm Webers fahren. Von dicht bewaldeten Höhen leuchtet das Land der Buchenwälder, die sich im beginnenden Herbst allmählich verfärben und einen bunten Rahmen um das liebliche Bild des Nethegaues legen. Wir, Menschen einer Zeit, die sich erst wieder so recht auf die Quellen und wunderbar tiefen Gründe ihres Volkstums befinden muß, weil sie verschüttet und getrübt wurden, fahren dieselben Straßen, die einst vor mehr als tausend Jahren fromme Mönche zogen, als sie dem Stamme der Sachsen das Evangelium brachten, dieselben Straßen, die vor Jahrhunderten von schweren Frachtwagen, von den Landsknechten eines Tilly und den bunten Kriessoldaten der Schweden und Hessen, den Jorden eines tollen Christian und den Kriegerfranzosen belebt waren. Jene Straßen sind es, die den Wanderer hinführen in den klösterlichen Frieden der Klosterabtei Corvey. Heute ist sie nicht unser Ziel. Wie die Corveyer Mönche vor 1100 Jahren, als sie im Jahre 836 die Gebeine des Heiligen Vitus von Frankreich in das Land der Sachsen brachten und in feierlichem Zuge durch den Nethegau pilgerten, bei der Villa Brechal der Sachsen rasteten, so wollen auch wir an jenem Ort, dem Brakel unserer Tage, den Schritt verhalten, um den Quellen deutschen, niederländischen Volkstums nachzuforschen.

Mitten hinein in den Frieden und die Ruhe der bäuerlichen Landschaft ist das freundliche Landstädtchen

Brakeler Kind von der Mutter Anna den rechten Mann erbittet.

In jene Zeiten, da Brakel auf der Höhe seiner Entwicklung stand und Mitglied der stolzen Hanse war, ja den Anspruch erhob als Reichsstadt zu gelten, weist das Rathaus mit seinem gotischen Giebel, von dem ein Standbild des Schutzheiligen der Stadt, des Erzengels Michael grüßt. Sein dem Markte zugekehrter Südgiebel zeigt neben der von handwerklichem Kunstsinne zeugenden Pforte zwei Inschrifttafeln, die an den Stolz und die Heimatliebe der Brakeler Bürger, wie auch an ihren frommen Sinn gemahnen:

„O Brakel, Du bist ehrenpreis,
Wo find man Dignes Gehen?
In Duitshland saune Stadt nich is,
Sei mütt Dy alle wylen.“

Auf der anderen Tafel findet sich unter dem Stadtwappen der Spruch:

„Int erste soet dat rife godes to eren,
Unde holdet de oserket vor heren;
So blivet lant unde lude in ehren.“

„Zunächst suchet die Ehre des Reiches Gottes, dann erkennet die Obrigkeit an; so bleiben Land und Leute in Ehren.“ — Nach diesem Grundsatz haben Brakels Bürger gehandelt und sind dabei gut gefahren.

Stolz erhebt sich über dem Giebel des Rathauses der Turm der St. Michaelskirche, die am Beginn des 12. Jahrhunderts als romanische Pfeilerbasilika erbaut

wurde und in späteren Jahrhunderten gotische Anbauten und den schlanken Turm erhielt, der hinter dem Rathaus emporragt und weit in den Nethegau hinausragt. In den schönen Kirchenanlagen, einem ehemaligen Pfarrhofslampe unsere Blicke auf sich. Mit einem Hochkreuz aus dem 16. Jahrhundert bildet sie unter den hohen Bäumen des Platzes eine malerische Gruppe. Das Innere der Michaelskirche birgt mit seinen Altären reiche Kunstschätze aus vergangener Zeit, darunter auch Bilder des Künstlers Johann Georg Rudolph, der in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Brakel lebte und wirkte. Von demselben Künstler sind auch die beiden Evangelistenbilder in der Westseite der Kapuzinerkirche aus dem 18. Jahrhundert, die mit ihrer schlichten und doch wirkungsvollen Barockfassade das Straßenbild der Döhrmerstraße beherrscht. Das Innere der Michaelskirche wurde erst in neuester Zeit durch den Kunstmaler Andreas Wilhelm Bassin in würdiger Weise erneuert und ausgemalt. Ein moderner Kreuzweg von eigenartiger Wirkung im stillen Halbdämmer der Kirche zieht unseren Blick auf sich. Er ist eine schöne und sinnvolle Kriegerehrung für die im Weltkriege gefallenen Söhne der Pfarrgemeinde.

Bei unserer Wanderung durch die Straßen und Plätze der alten Stadt stoßen wir Schritt für Schritt auf die Zeugen einer stolzen Vergangenheit, auf Wahrzeichen eines alten, ehrwürdigen Gemeinwesens, die uns künden vom Kunstsinne und dem Gewerbestreben seiner Bürger. So treffen wir auf dem Thypolage auf den Roland der Stadt Brakel, das Wahrzeichen der Hansestädte und das Sinnbild alter Bürgergerechtigkeit. Zwei alte Wassermühlen an der Brucht haben die Zeitläufte seit dem 14. Jahrhundert überdauert und sprechen von dem alten Marktrecht der Stadt. — Über nicht nur aus längst vergangenen Tagen gibt uns die Hauptstadt des Nethegaues Erinnerungen, auch die neue Zeit ist mit schönen

Baudenkmälern vertreten, so mit der im Jahre 1912 errichteten, im gotischen Stile gebauten, evangelischen Auferstehungskirche im neuen Stadtteil und der Stadthalle inmitten moderner Anlagen.

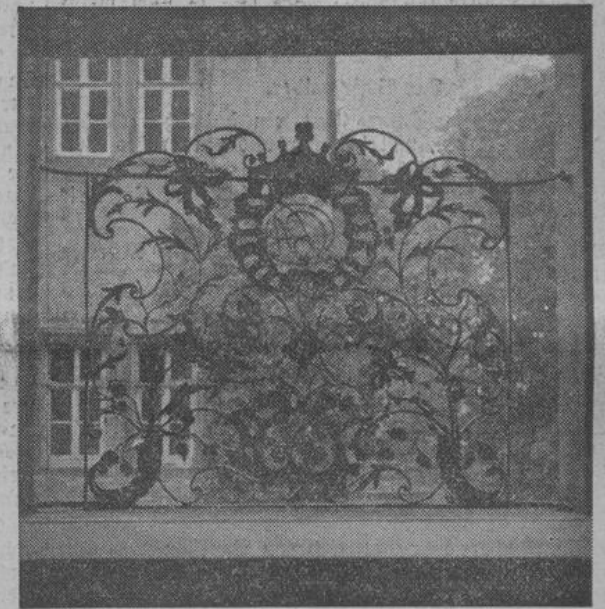
Lenken wir unsere Schritte nordwärts aus der Stadt heraus, so treffen wir auf die 1510 erbaute von der Gilde der Kaufleute gestiftete St. Annenkapelle und weiter auf das Augustinerinnenkloster Brede aus den Jahren 1483 bis 1490, das während der Säkularisation 1810 aufgehoben wurde. In der Folgezeit, besonders nach 1830 wurde die Stätte unter Ludwig von Hatzhausen und Pfarrer Tewes geistig-religiöse Kraftquelle für die Erneuerung katholischen Glaubenslebens in Preußen. Nach schweren Kämpfen und Widerwärtigkeiten wird es 1841 als erstes Ezerzitenhaus Preußens durch königliches Dekret anerkannt. Heute führen die Armen Schulschwester die Ueberlieferung des Klosters fort; neben einem gutbesuchten Oberlyzeum und Pensionat beherbergt die Brede heute ein Waisenhaus.

Eng mit der Geschichte der Brede und der Stadt Brakel verbunden ist nach dem Aussterben des Geschlechts derer von Brakel, das erstmals 1184 erwähnt wird und im alten Hochstift reiche Besitztümer und Lehnsgüter besaß, aber schon 200 Jahre nach seiner ersten geschichtlichen Benennung wieder verfiel, das Geschlecht der Herren von Assenburg auf der Hinnenburg. Diese Burg, die im Norden der Stadt von stolzer Bergeshöhe, aus dem Grün saftiger Wiesen und dunkler Wälder grüßt, kam durch Erbschaft 1268 an den Grafen Burchard von Assenburg und ist noch heute im Besitze einer weiblichen Linie des Geschlechts, der Herren von Bochoitz-Assenburg.

Einstmals sei einer Burgherrin der Hinnenburg der König der Zwerge erschienen und habe ihr drei wertvolle Gläser und drei goldene Kugeln geschenkt. Solange die Burgherrin den Zwergenschatz hüteten und keines der Gläser zerstellte, werde ihr Geschlecht blühen. Einmal jedoch haben zwei Ritter die Warnung des Zwerges mißachtet und ihr Geschlecht sei, nachdem sie im Uebermut eines der Gläser zerbrochen hatten, ausgestorben. Die Zweige des Geschlechtes aber, die ihre beiden Gläser noch hüteten, lebten fort. — So berichtet eine Sage von dieser Burg, zu der wir auf feilem, gewundenem Waldwege emporsteigen. Was aus den drei goldenen Kugeln des Zwergenkönigs wurde, erzählt uns die Sage nicht.

Auf unserem Anstieg zur Burg kommen wir an dem Wildgarten vorüber, in dem Rehe und Hirsche, Damwild und ein weißer Hirsch leben. Mächtig ragt über uns der Rundturm der Burg in den Himmel. Herrliche alte Eichen und Buchen erheben ihre Wipfel und umrauschen die in der Vorburg aus dem Berge herauswachsende Grabkapelle der Grafen von Bochoitz-Assenburg, ein Oktogon im Renaissancestil, das neben einer wundervollen Rundkapelle mit wertvollem Altare in Anbauten aus neuerer Zeit die Gruft der Burgherrn umschließt. In der Burg sind alte und neue Zeit zu einer wundervollen architektonischen Einheit zusammengewachsen. Die mittelalterliche Hinnenburg wurde im 18. Jahrhundert

durch den Anbau des südlichen Flügels erweitert. Die Zeit der Renaissance und des Rokoko hat in der Inneneinrichtung ihren Niederschlag gefunden. Stille, romantische Winkel finden wir im Binnenhofe der Burg, vom Altan schweift der Blick weit hinaus in das Land. Fern her grüßt der Osning und die Karlschanze, die Türme Brakels winken aus der Ebene herauf. Im Innern der Burg, die zur Zeit gründlich erneuert wird, bewundern wir kunstvolle schmiedeeiserne Arbeiten, herrliche Glasbläserie an alten wertvollen Lüftern. Schwer nur lösen wir uns los von den Schönheiten dieses alten Herrenhauses und steigen auf verschlungenen Waldwegen hin-



Schmiedeeisernes Renaissancegitter mit den Initialen der Bochoitz-Assenburg

unter ins Tal. Am Brunnen erfrischt uns ein Trunk aus der heilkräftigen Stahlsquelle auf halber Höhe des Berges.

Noch lange, nachdem wir aus dem Walde heraus getreten sind und wieder der alten „Villa Brechal“ zustreben, wenden wir den Blick hinauf zur stolzen Burg auf der Höhe, deren truhiger Bergfried im Scheine der Abendsonne herübergrüßt. Reich beschenkt mit inneren Werten kehren wir von diesen Quellen deutscher Geschichte in den Alltag zurück.

„Männer, die vor tausend Sommern
Durch den Nethegau geschritten

Heidenleute, Christenleute,

Was sie lebten, was sie litten,“ (Fr. W. Weber)

alles das ist vor uns lebendig geworden in der alten Hansestadt Brakel im alten Gau der Sachsen.

Text und Aufnahmen Josef Fischer-Hermann.



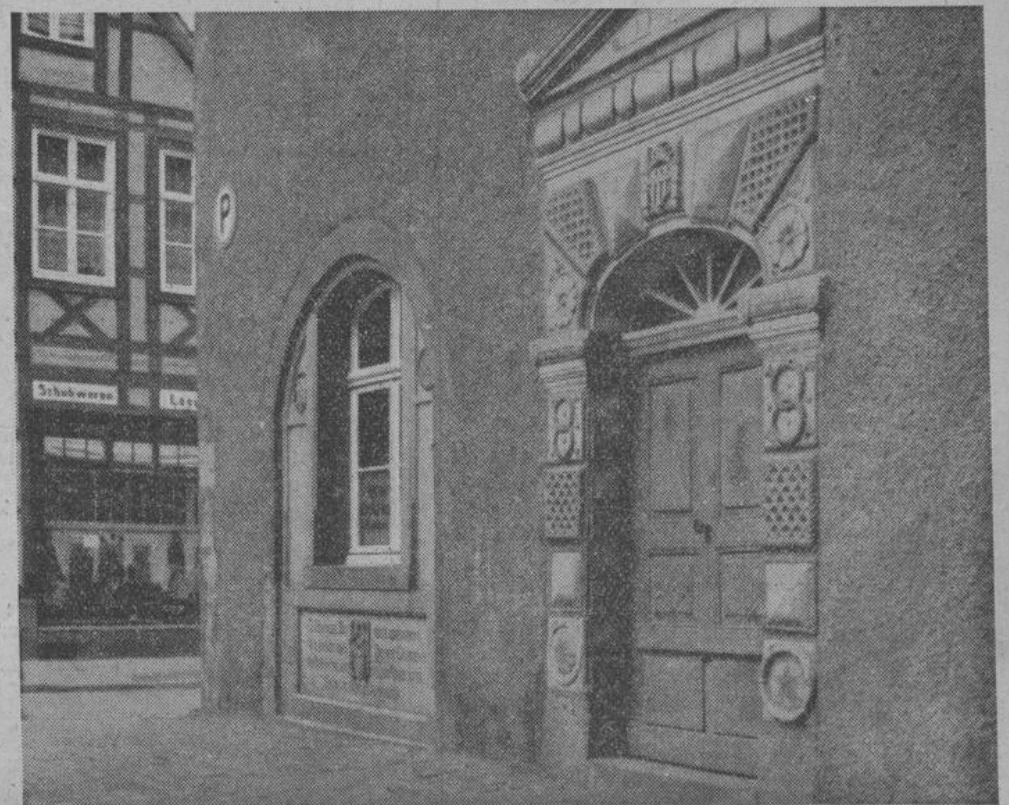
Rathaus mit dem Turm der Michaelskirche

Brakel gebettet. 1100 Jahre sind über den Ort dahin gegangen mit ihrem Frieden und ihren Stürmen, Zeiten des Aufstiegs und Zeiten tiefen Niedergangs.

Malersische alte Bürgerhäuser mit interessanten Inschriften erzählen von den Freuden und Nöten der Stadt. Das alljährliche St. Annenfest, das anfangs August die Bewohner des ganzen Gaues in die alte Hansestadt führt, lenkt den Blick auf die Gilde der Kaufleute, die im Jahre 1510 ihrer Schutzheiligen, der Mutter Anna, vor den Toren der Stadt eine Kapelle errichtete und ihren Festtag in frommer Meinung beging. Zum kirchlichen Fest gesellte sich im 18. Jahrhundert ein Markt, der für die Stadt von wirtschaftlicher Bedeutung wurde. Die Verehrung der Mutter Anna in Brakel, dessen Bewohner sich in allen Angelegenheiten an die Heilige wenden, führte die Stadt auch in die Werke der Brüder Grimm ein, die im „Nähen von Brakel“ erzählen, wie sich dieses



Stiller Winkel im Binnenhof der Hinnenburg



Pforte am Rathaus (links der Spruch „O Brakel“)

Heitere Welt.



Praktischer Rat.
Arzt: „Sie brauchen absolute Ruhe, um Ihr Nervensystem loszuwerden.“
Patient: „Da würden Sie wohl am besten einen stillen Gebirgsort empfehlen?“
Arzt: „Ganz recht! Da schicken Sie mal Ihre Frau auf sechs Wochen hin.“

Beifällig aufgenommen.
„Wenn ich nun, was ja tagtäglich vorkommt, einen ungedeckten Wechsel ausstelle...“ An dieser Stelle seiner Vorlesung unterbrachen die Studenten den Professor Wühlich mit lautem Getöse, ohne daß er sich den Grund vorstellen konnte.

Besten Versuch.
Mekkers ziehen um. Mekker steht gedankenvoll in den halbleeren Räumen. Dann wendet er sich an einen der Ziehleute: „Sagen Sie mal, läßt es sich nicht ermöglichen, daß Sie das Klavier vergessen?“

Gut überlegt.
Der fünfjährige Robert kommt zu seinem Vater und sagt ernsthaft: „Vater, ich will mich verheiraten.“
„So, so, mein Junge, mit wem denn?“
„Mit Großmama!“
„Mit Großmama? Glaubst Du denn, daß ich Dir erlauben werde, meine Mutter zu heiraten?“
„Warum denn nicht, Vater? Du hast ja auch meine Mutter geheiratet!“

Der Aufschneider.
„Ich habe ein prächtiges Gut, ein herrliches Schloß, ein fabelhaftes Auto, viele Diener und ein großes Vermögen.“
„Na, da können Sie ja zufrieden sein, Herr Grimm!“
„Ich heiße nicht Grimm!“
„Nicht? Ich dachte nur, weil Sie so schöne Märchen erzählen!“

Schlechtes Wetter.
„Liebe Frau Müller, was gebrauchen Sie, wenn Sie Schnupfen haben?“
„Sechs Taschentücher täglich, liebe Frau Schulze!“

Berwandte.
„Mein Vnne war Gottfried von Bouillon!“
„Oh, dann sind wir ja Vettern — mein Großvater hatte eine Suppenwürfel-Fabrik!“

Zu klotzpiefig.
Sie: „Wenn sich die Männer nach der Hochzeit ebenso benehmen würden, wie während der Verlobungszeit, dann würde es nur halb so viele zerrüttete Ehen geben!“
Er: „Ja, und doppelt so viele Konfusen!“

Gemälde.
„Das ist hier der einzige Rembrandt, der augenblicklich in Europa zu haben ist!“
„Sagten Sie nicht, Sie hätten zwei —?“
„Ja, aber der andre ist noch nicht ganz fertig!“

Ein Gemütskranke.
Der Chef ist für eine Woche nach Afrika gefahren und hat seinem Personal eine Kiste Räucheralkohol geschickt. Die Herren des Büros stehen mit erregten Mienen vor der offenen Kiste. Einer schüttelt mißtrauisch den Kopf: „Na, na — der Alkalie scheint mir nicht ganz richtig!“ — Ein anderer meint sogar, er rieche es ganz deutlich. Andere bestreiten den merkwürdigen Geruch. Da sagt der Buchhalter Lehmann: „Wissen Sie was, meine Herren? Ich nehme die Kiste mit nach Hause. Meine Frau ist den Alkalie bestimmt. Dann werden wir ja sehen.“

Trojanische Kälber

Von Heinrich Riedel

Wie Chicago auf seinen Al Capone, so war die gute belgische Grenzstadt Halluin, die sich weitgehend vom Schmuggel ernährt, stolz auf ihren Schmuggler Ragoll. Ragoll Capone ließ Ragoll die Neugierde, daß er sehr lange nicht erwischte wurde. Man dachte bereits über die Zollbeamten und über die Polizei. Denn jeder halbwegs zurechnungsfähige wußte, daß Ragoll — was viel heißen wollte — der größte Räuber in der ganzen Gegend war. Aber — man konnte es ihm nicht beweisen.

Man war ihm immer scharf auf den Fersen. Jedoch Ragoll ließ sich dadurch nicht stören und machte riesige Geschäfte. Nun muß man sich Ragoll ja nicht so vorstellen, daß er in einer Spatenmühle mit rotem Halsstuch und fliegendem Blick herumgelaufen wäre. So erscheinen die Gauner nur in Zivilkleidern. Ragoll war ein sehr behäbiger und bürgerlich aussehender Herr mit den angemessenen Manieren und rundem, zufriedenen Gesicht. Er gab sich als biederer Viehhändler und -Händler aus, hatte nahe der Grenze ein altes Bauerngehöft mit darumliegenden umfangreichen Weiden gepachtet und war oft zwischen seinen stattlichen Ochsen, Kühen und Kälbern zu sehen.

Schließlich waren wohl ungefähr dreißig in dem Schuppen verschunden. Keins davon kam wieder heraus. Die Beamten sahen sich an. Ein so sonderbares Benehmen von Kälbern war ihnen in ihrem Leben noch nicht vorgekommen. Schnell aber vorsichtig prüften sie sich an den Schuppen heran. Die Tür stand noch offen. Innen war es ganz dunkel. Ihre elektrischen Lampen bligten auf. Kein einziges Kalb war mehr zu sehen. Fieberhaft unteruchten sie den ganzen Raum und entdeckten schließlich in einer Ecke eine mit Heu bedeckte Stalltür.

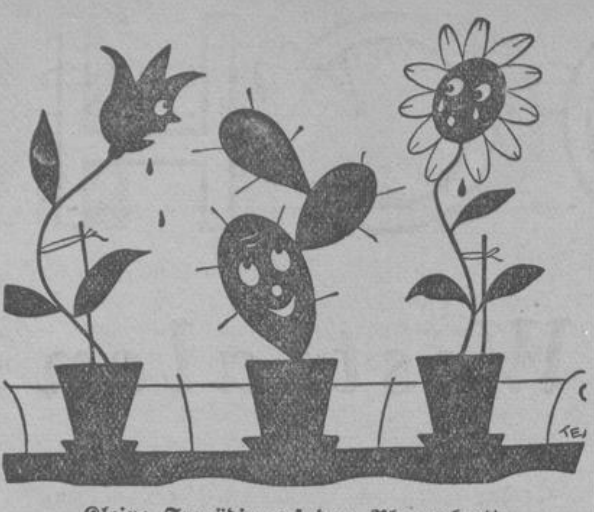
Sie zogen sie in die Höhe und befanden sich am Eingang zu einem unterirdischen Gang. Lautlos und unter spärlicher Verwendung ihrer Lampen tasteten sie sich darin weiter. Nach einiger Zeit fiel ihnen ein ferner Lichtschein in die Augen und bald hörten sie auch das gedämpfte Murmeln von Männerstimmen.

Die letzten Meter bis zum Ausgang rannten sie und befanden sich in einem gut erleuchteten, geräumigen Keller, in dem sie eine Anzahl von etwa dreißig Lebewesen, die aus Männern, Kälbern und Zwischenstufen von ihnen bestanden, erblickten. Je zwei der Männer waren dabei, jeweils einem Kalb einen Korb herauszuholen und dieses auszugeben. Der gute, dicke Ragoll stand mit tendrin und überwachte das Ganze.

Das Meiste entwickelte sich sehr rasch. Drei gezogene Revolver genühten, um den Räubern jeden Widerstand als aussichtslos begreiflich zu machen. Ein Teil der Kälber war noch nicht ausgepackt, und die Zollbeamten machten sich nicht ohne einige Heiterkeit daran, die darin stehenden Schmuggler ans Licht zu ziehen.

Die technische Einrichtung dieser trojanischen Kälber war ganz vorzüglich. Die Männer staken mit ihren Beinen in den Kälberschultern. In die Vorderbeine waren starke Holzstücke hineingesteckt, die mit den Händen bewegt wurden. Am Bauch befand sich die aufstehbare Verschlußlinie und zum Atmen und Sehen waren Löcher angebracht. Der ganze übrige Raum der Kälber war mit wertvollen Waren ausgefüllt und es ging, da es sich um mittelgroße Kälber handelte, allerhand hinein. Die ausgepackten Kalbsköpfe federten im Halsgeleht, so daß sich alles in allem die Kälber in der Dunkelheit ziemlich natürlich bewegen konnten.

„Ich habe euch doch immer gesagt“, rief Ragoll, als er abgeführt wurde, „daß ihr nicht alle auf einmal kommen sollt. Aber ihr seid ja Ochsen, keine Kälber!“



Kleine Tragödie auf dem Blumenbrett. Sie können zueinander nicht kommen...

Zu gefährlich.
Herr Krause, der eine Lebensversicherung abschließen will, muß erst einige Fragen beantworten.
„Haben Sie ein Fahrzeug, Herr Krause?“
„Nein!“
„Fahren Sie Motorrad?“
„Ebenfalls nicht!“
„Besitzen Sie ein Auto?“
„Auch das nicht!“

„Ja, mein Herr, dann können wir Sie leider nicht versichern — für Fußgänger ist das Risiko heute viel zu groß!“

Redakteur: „Ich habe Ihren Artikel gelesen und muß sagen, er ist sehr originell.“ — **Autor:** „Es freut mich, daß Ihnen die Gedanken neu waren.“ — **Redakteur:** „D, die Gedanken waren mir nicht neu, aber die Orthographie.“

Der Lehrer hatte einen Brief an Frau Franzke geschrieben, sie möchte ihr Söhnchen Hans doch besser waschen, da er schlecht rieche. Frau Franzke schrieb zurück: „Hans ist kein Taschentuch. Steden Sie Ihre Nase nicht hinein, sondern lernen Sie ihn!“

Frau Direktor (von der Reise zurückkehrend): „Da bin ich wieder, Güte.“ — „Gott sei Dank, gnädige Frau, ich habe gerade den letzten Teller zerbrochen.“

Vorsicht.
„Mensch, wo haben Sie bloß Ihren Verstand gelassen! Ausgerechnet dem faulsten Kunden vertrauen Sie gegen Kredit und berechnen ihm dann noch halbe Preise, tot Direktor Rumiküttel.“ — „Nur aus Vorsicht, Herr Direktor,“ erklärt Otto Dollbrügg. — „Aus Vorsicht...?“ Dem Direktor schnappt die Stimme über. — „Gewiß, aus Vorsicht. Nun können wir ja bloß noch die Hälfte verlieren.“

„Müller ist ein neidischer Mensch! Seit ich ein Auto habe, weicht er mir immer aus!“ — „Ja, soll er sich denn von dir überfahren lassen?“

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel									
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

Bedeutung der einzelnen Wörter:
a) von links nach rechts: 1 mittelleuropäisches Gebirge, 7 marokkanisches Bergland, 8 Schicksalsgöttin, 9 Ostfriesland, 10 schwedischer Fürstentum, 12 männlicher Vorname, 15 Schiffschiff, 16 Gattung, 19 Stadt in Brasilien, 21 Turnerabteilung, 24 Titel, 26 Volksgemeinschaft, 27 Kopfbedeckung, 28 Fluß in Noramerika;
b) von oben nach unten: 1 Freilichtbühne, 2 vornehmer Ansehen, 3 politischer Pol, 4 weiblicher Vornamen, 5 Nebenfluß des Rheins, 6 Wassertrübe, 10 Ertröler Freiheitstheil, 11 Körperorgan, 13 Sohn Jakobs, 14 Schwäger, 17 Gemütskur, 18 weiblicher Vorname, 20 Traubenbaum, 22 afrikanisches Hochland, 23 Kriemhilds Mutter, 25 französischer Romanheld.

Auflösung des Kreuzworträtsels.
Kreuzworträtsel: a) 1 Jota, 4 Gans, 7 Bral, 8 Erna, 9 Blau, 10 Aloe, 12 Tara, 14 Sure, 15 Glen, 16 Naja, 19 Amur, 22 Uti, 23 Bale, 24 Alter, 25 Bode, 26 Riet, 27 Eben, 28 Dame. — b) 1 Jubas, 2 Labor, 3 Allee, 4 Geste, 5 Areal, 6 Salan, 11 Lukas, 13 Nebus, 16 Narbe, 17 Stabe, 18 Eifen, 19 Abend, 20 Maria, 21 Rente.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.
Aufgabe Nr. 37 von Fred Pazard.
(„Dresdener Anzeiger“ 1927)
Schwarz: Kei, Ldi, Sa7, Sq7, Bb4, Bb, f5, (7).
a b c d e f g h
8
7
6
5
4
3
2
1
a b c d e f g h
Weiß: Rd5, Lai, Tg2, Sbi, Sd2, Bc2. (6).
Matt in 4 Zügen.

Von den Endkämpfen um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft in Wiesbaden.
Nachstehend bringen wir eine hübsche Angriffsparie aus den Endkämpfen um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft, die vom 27. bis 31. August in Wiesbaden im Paulinenhöfchen, dem Schauplatz so mancher bedeutungsvoller Schachereignisse, zum Austrag gelangten. Die Veranstaltung, die wohl das bedeutendste Schachereignis des Jahres darstellte, nahm von Anfang bis zu Ende einen höchst spannenden Verlauf, rechnete es sich doch jede der beteiligten Landesmannschaften zur höchsten Ehre an, für ihren Landesverband den Sieg zu erringen. Ueberlegene Siegerin blieb zum Schluß die stark favorisierte Berliner Mannschaft, die allein mit 7 deutschen Meistern zu den Kämpfen antrat. — Schlusstand: 1. Berlin 25, 2. Niederrhein 18, 3. Niederrhein 13½, 4. Sachsen 12, 5. Bayern 11½.

Partie Nr. 71. Caro-Kann.
(Gespielt im Wettkampf Berlin — Niederrhein am 1. Brett).
Weiß: Berliner.
Schwarz: Engels, Düsseldorf.
1. e2-e4
2. d2-d4
3. e4-e5
Diese veraltete Spielweise scheint wieder zu neuen Ehren zu erstehen. Sie dürfte dem Schwarz-

zen aber kaum mehr Schwierigkeiten bieten als die sonst üblichen Fortsetzungen.
3. ... Lc8-f5
4. Tf1-d3
Eine andere Entwicklungsmöglichkeit, die den weißen Königsbauern vorerst noch vor dem Austausch bewahrt, besteht hier in 4. Sg2-nebt Sg3 und evtl. f4.
4. ... Tf5-g6?
Eine Ungenauigkeit, die schon bald böse Folgen zeitigt! Geboten war Lx-d3.
5. e5-e6!
Dieses überraschende Bauernopfer wird Engels übersehen haben. Der Angriffsspieler Richter nimmt in der Folge seine Chancen vortrefflich wahr.
5. ... Dd8-d6
Das Schlagen des e-Bauern verbietet sich natürlich wegen Lx-g6. Auf den Textzug bleibt der e-Bauer rückständig.
6. e6xg7+
7. Sg1-f3
8. 0-0
Der Vorstoß e5 scheiterte natürlich an 9. dxe5, 5xex5, 10. Sxe5, Dxe5, 11. Te1.
9. Sg3-e5!
Damit ist e5 für immer illusorisch gemacht.
9. ... Sd7-e5
10. Qc1-f4
11. Qf4-e4
12. Dd1-b2
13. Dd2-a5
Auf 13. ... a6 hätte Weiß in dem schwachen Punkt b7 ein günstiges Angriffsobjekt.
14. Da5x7
15. d4xe5
16. Sbi-c3!
Danach gewinnt Weiß wertvolle Tempi, die für die Angriffsführung entscheidend sind. Besser war es, mit Dd8 Damentausch anzubieten.
17. Sc3-a4!
Ss droht bereits 18. Sd6+, Kc7 19. La6, Dd8 20. Dxb8+.
18. Sa4-b6+
19. Da7-a5!
Wohl oder übel ist der schwarze König zu der folgenden Königswanderung gezwungen.
20. c2-c4!
21. e4xd5
22. Ta1-c1
23. f2-f4
24. Da5-a4!
Das gewinnt die Qualität, da Schwarz die beiden Drohungen Dd4+ und Sd7+ zugleich nicht ohne Gefahr parieren kann.

24. ... Kf8-g7
25. Sd6-d7
26. Da4xb7
27. Dd7-a4
28. Da4-b4+
29. b2-b4
30. Dd3-b5
31. a2-a3
32. g2-g3
33. Tc1-c2
34. Tf1-c1
35. f4xe5
36. Dd4-e3
Entschärfte die allzu durchsichtige Drohung Dd4.
37. Tc1-f1
38. Kg1-g2
39. Tf1x7
Mit dieser etwas zu vorsichtigen Rückgabe der Qualität erschwerte sich Weiß unnötigerweise den Sieg.
40. Tc2-e2
Sofort in den Orkus führen würde hier Tf6 wegen 41. Dd6+, Kg6 (Kf7, Tf2!) 42. Dd3+, Kf6 43. Dd3 matt.
41. Dc3-e6+
42. Te2-e1
43. Te1-f1+
44. Dc6-e7+
Erzwungen, da Kg6 mit Dd7-nebt Dc6+ usw. und Kg8 mit Dd3, Dxb3, Tf3+ beantwortet wird.
45. Tf1-e1
Mit Tf6 hätte Schwarz seinem Gegner den Gewinn noch sehr schwer machen können. Auf den Textzug ist es bald zu Ende.
46. Te1-e6
47. Dc5-e2
48. Te6xe2
49. Dc7-f8+
50. Df8-e7
51. Te2-e6
Schwarz gab auf.

Vom 12. Westfälischen Schachkongress in Siegen.
Der 12. Westfälische Schachkongress der vom 1. bis 9. September in der gastfreundlichen Bergstadt Siegen tagte hat mit dem Abschluß der Kämpfe um die Vorkämpferschaft Westfalens am vergangenen Sonntag nach einer würdigen Siegerehrung sein Ende gefunden. Zum ersten Male in der Geschichte dieser Kämpfe traten junge, teilweise noch unerfahrene Turnierteilnehmer gegen langjährige und kampferprobte Kämpfer zum Turnierteilnahme aus. Das, was der Großdeutsche Schachbund mit seinem neuen Reglement bezweckte, nämlich die Förderung des jungen, talentvollen Nachwuchses, ist in Siegen voll und ganz erreicht worden. Spieler, von denen man bis dato kaum etwas hörte, entpuppten sich als großartige Talente; dagegen wurde mancher, der im West-

fälischen Schachbund bisher einen wohlklingenden Namen hatte und man schon bald unter der deutschen Spitzengarde zu finden hoffte, in den Hintergrund gedrängt. Leute, wie Hermann 1 und Seig, die man zum mindesten unter den ersten 5 erwartet hätte, wurden aus ihrer Vorkämpferschaft verdrängt. An deren Stelle traten neben Rogmann, der gehalten wurde, was man sich von ihm versprochen hatte, Klein und Ernst (Gelsenkirchen), so wie Nordmann-Weinertshagen, die Ueberwältigung des Turniers. Der Endstand der 8 Gruppen des Turnieres (Endrunden) lautet, wie folgt:

Gruppe 1. (Siegergruppe, die den Westfalenmeister ermittelte): 1.—4. geteilt Ernst, L. Hermann, Klein, Rogmann mit je 6 Pkt., 5. Nordmann 5 P., 6. Stawronel 4 P., 7. Götde 4 P. Es folgen Petri mit 3½, Wessel mit 2½ und Seig mit 2 Punkten.
Gruppe 2. (11.—20. Brett der westf. Landesmannschaft): 1.—4. geteilt Schüller, Schulte, Freiheit und Allen, 5. Hermann 1½, 6. Brate 4½, 7. Mues 3; ferner Strehl, Müller und Sundarp mit je 2 Punkten.
Gruppe 3. (21.—30. Brett der Landesmannschaft): 1. Rupphus-Dortmund 7 (1), 2.—3. Lehtenberg und Tamm je 4½; es folgen Gaim mit 4, Wilfowitz mit 3, Baer mit 2½, Jürgens mit 2 u. Schröder mit 1½ Pkt.

Problem-Wettbewerb:
Zweijäger: Sieger: Tamm, Siegen. Dreijäger: Sieger: Emmerich, Werbold.
Mannschaftswettbewerb Westfalen-Köln: 16:14 für Westfalen
Westfalen gewann an den ersten 10 Brettern 6½:3½. (Rogmann-Kieninger 0:1; Klein, L. Hermann u. Ernst remisierten).

Entscheidungskampf um die westf. Einzelmeisterschaft:
Der Entscheidungsschachkampf zwischen den 4 Siegern Klein, Rogmann, L. Hermann und Ernst um den Titel des westfälischen Meisters findet in der Zeit vom 27.—30. Sept. in Dortmund statt. Näheres darüber wird noch berichtet.
Im Vikturnier siegte Engels-Düsseldorf vor Hermann 1. Das Vikturnier gewann Schäfer-Hagen.
Als kleine Kraftprobe folgt eine Kurzpartie des Dortmunders A. Sundarp aus der Vorrunde.
Weiß: Sundarp, Dortmund. Schwarz: Müller, Buer.
1. e2-e4, c7-c5; 2. Sg1-f3, Sd8-c6; 3. d2-d4, c5xd4, 4. Sg3xd4, d7-d6? (Weiß besser... Sg8); 5. c2-c4, Sg8-f6; 6. Sbi-c3, g7-g6; 7. Tf1-e2, Tf8-g7; 8. Lc1-e3, 0-0; 9. g2-g4 (vorfähiger war erst Sd3), Sg6xd4; 10. Sg3xd4, Dd8-a5; 11. f2-f3, Lc8-e6; 12. Dd1-b2, Ta8-c8; 13. b2-b3, a7-a6; 14. Tf1-g1, Sd8-e8; 15. f2-f4, Sd8-d7; 16. Dd4xg7, Sg8xg7; 17. Sd3-b5, Da5-c5; 18. Tf1-g3, Tf8-g8; 19. f4-f5, f7-f6; 20. Dd2-b8, Dc5-b4; 21. Ta1-b1, Dd4x4; 22. Tf3-e3, Dd4-e2; 23. Re2-d3, Dc2-g2; 24. f5xg6, aufgegeben.

Küsse - Perlen - Küsse

Von Wilhelmine Baltinester

In einem der Luxushotels eines Luftkurortes haben sie sich kennengelernt. Sie glauben, ineinander verliebt zu sein. Während eines Mondspazierganges auf der großen weißen Steinterrasse darf er sie küssen.

„So wie Dich hab' ich noch keine gern gehabt!“ flüstert er. „Es hängt nur von Deinem Willen ab, wann wir heiraten!“

Sie atmet auf. So hat jetzt diese ganze Ehejagd ein Ende. Man braucht nicht mehr mit der Mutter rund um die Welt zu fahren und einen Zweibeiner zu suchen, der einen verwöhnen und dem man treu bleiben wird, so lange er einem treu bleibt. Am Ziel! Und außerdem ist der da ein netter, feiner Kerl. Ehrlich gesagt, das verz war bei dieser Jagd auf diesen hier auch ein bißchen beteiligt. Ein bißchen stark sogar. Hier nun ist man durch ihn die Qual des Jagens los. Sie weint. Sie weint, weil sie jetzt erst die große Erleichterung dieser jahrelangen Ehejagd, das Ermüdende, das Aufreibende in seiner ganzen Tiefe fühlt.

„Es tut mir weh, daß Du weinst, und es macht mich doch so glücklich, daß Du bis zu Tränen glücklich bist!“ flüstert er und preßt sie an sich. „Fühlst Du nicht auch, kleines, daß wir beide füreinander geboren sind?“

Er spricht gut! denkt sie.

„Reibes . . . ; jetzt, in derselben Stunde sind vielleicht da und dort auf der Welt zwei Menschen so glücklich wie wir . . . Und doch glaube ich, daß von all den Männern, die in dieser Stunde ihr Glück von Blut und Seele so in den Armen halten dürfen, wie ich es jetzt tue, ich der glücklichste bin!“

„Du, ich weiß noch immer nicht Deinen Vornamen!“ sagt sie und hebt die Wimpern, an denen wie Tau das Mondlicht glänzt.

„Erwin, Liebste . . .“

„Und Deine genaue Adresse weiß ich auch noch nicht!“ sagt sie. Ihre Mutter wird ja gleich fragen, wo er in B. wohnt und wie hoch sein Einkommen ist.

„Du, es könnte mich fast verkommen, daß Du jetzt fragst wie ein Polizeibeamter! Ist es nicht ganz gleichgültig, ob ich auf dem K-Bach oder in der Y-Strasse wohne? Aber durchaus nicht gleichgültig ist es, daß Du einen Hals hast, wie ich ihn nie gesehen habe.“

Hinter den schwarzen Bäumen glänzt wie silberne Seide der See. Der Mond ist schon ein gutes Stück gewandert, da verlassen sie die dämmrige Terrassennische und gehen Arm in Arm auf und ab. Erwin bleibt stehen, zeigt auf den See. „Jetzt ist ein Boot. Willst Du?“

Sie nickt.

„Meine kleine, kleine, kleine Eva!“ Wirklich er trägt sie zum Boot. Wie altmodisch er eigentlich liebt. Aber hübsch ist das, man ist so geborgen dabei.

Auf der Landungsbrücke sitzt ein einziger Fährmann und läßt die Fische baumeln. Er schläft. Er wird gewacht; wenn zwei lieben, muß die ganze Welt ihnen dienen. Und wozu sitzt dieser alte Bauer denn da? Er wartet ja auf solche Liebespaare, die doppelte Gebühr zu bezahlen haben.

Das Boot gleitet. Dämmer der Nacht — Süße des Mondlichts. Das Wasser singt unter leisen Ruderstrichen. Rings um den See fährt das Boot. Langsam — dreimal, viermal, gehmal — eine halbe Nacht. Sooft sie an der Landungsbrücke vorbeikommt, fragt der Fährmann über die Schulter zurück: „Weiter?“ — „Weiter!“ sagt jedesmal eine Stimme. Aber einmal fragt der Ruderer nicht mehr nach dem Willen der beiden. Er hält an der Landungsbrücke. „Es ist Schlafenszeit, Herr“, sagt er mit mürrischer Stimme. „Wer kann schlafen?“ lacht Erwin und wirft Geld in die mondgebildeten, gekrümmten Hände.

„Wer kann schlafen?“ fragt er auf dem Wege zum Kurhotel zärtlich und leise und drückt seine Schläfe an Evas Haar.

Mit einem Male bleibt sie stehen, greift sich an den Hals, schreit auf: „Meine Perlen! Ich habe meine Perlen verloren!“

„Die Perlen? Hastest Du sie noch auf der Terrasse? Der im Boot?“

„Ich weiß nicht . . . Ja, auf der Terrasse hatte ich sie bestimmt noch. Also müssen sie im Boot sein!“

Sie machen kehrt. Eifrig läuft er voraus, bückt sich, sucht mit brennenden Streichhölzern den Boden ab. Das Boot liegt im Gras. Der Mond scheint hinein. Dennoch ist es jetzt so dunkel, so leer, so fremd. Der Fährmann ist nicht mehr da. Die beiden durchsuchen das Boot. Wie tot es aussieht, so ans Land gezogen, nicht mehr weich schaukelnde Traumbärte, sondern schwarzes, muffig riechendes Holz. Auf dieser Bootsbank haben sie eben noch gesessen . . .

„Die Perlen sind nicht da!“ sagt sie ärgerlich.

„Vielleicht hat der Fährmann sie gefunden. Wir müssen ihn suchen. Hier führt ein Weg ins Dorf; er wird noch einzuholen sein!“ sagt er. Der Mond fällt ihr voll ins Gesicht. Er sieht ihren Blick, er sieht etwas Fremdes, Lauerndes in diesem Blick. Sie laufen dem Bootsmann nach, holen ihn ein. Er bleibt unwillig stehen, schüttelt den Kopf, nichts hat er gefunden. Er geht nach brummigem Grusse weiter. Die beiden bleiben stehen. Sie sehen und sehen sich in die Augen. Hier und dort ein fester Blick.

„Du?“ kommt es langsam, drohend, fragend aus seinem Munde.

Sie hebt die Schultern. „Das ist ja lächerlich. Wo sollten die Perlen sein?“ Sie geht vor, er folgt ihr. Sie grüßelt: Wir kennen uns schließlich erst seit ein paar Tagen. Was weiß ich von ihm? Nichts. Eine Hotelbekanntschaft. Oft genug hat man von dem Trick gehört, daß man eine Dame nur küss, um ihr leichter die Perlenkette abnehmen zu können. Was weiß ich von ihm? — Gleich bäumt sich ihr Herz dagegen auf. Still, Herz! Du verstehst nichts davon, das ist Sache des Kopfes. Auch ein Dieb kann gut küssen.

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

gern gewährt!“ Er sagt es so, als habe sie ihn um eine belanglose Gefälligkeit gebeten.

„Es war eine unselbige Verkettung,“ sagt sie kleinlaut.

„Ja, Ketten verketten sich . . .“

„Sie machen sich über mich lustig?“

„Gönnen Sie es mir nicht — nach der großen Traurigkeit von gestern abend?“

Sie sind schon vor dem Hotel. In der Halle bleibt sie ungeschlüssig stehen. Wird er weiter um ihre Gesellschaft bitten? Ist die Stunde des Auseinandergehens da? Sie reicht ihm die Hand. Er schaut erstaunt auf diese Hand, die sich ihm gestern abend hier, auf derselben Stelle, verwehrt hat. Er läßt diese Hand einen Augenblick lang unberührt in der Luft schweben. Dann nimmt er sie, wie man etwas nimmt, von dem man bestimmt weiß, daß es einem nicht zugehört ist. Ihr Blick schmilzt.

„Also Schluß mit der Quälerei!“ sagt er und zieht sie in einen dämmrigen Hallenwinkel, der von der Portierloge aus nicht gesehen werden kann. „Schnell, niemand ist da! Gib mir einen Kuß. Mir scheint, ich seh' da so was wie eine große Träne. Und jetzt sollst Du's wissen: „Eigentlich hat es mir gefallen, daß Du so mißtrauisch warst. Denn ein Gänsgen möchte ich gar nicht heiraten. So eine kleine Frau aber will ich: so eine, die immer auf der Hut ist, die die süßen Ohren gut spitzt und sich von einem Kuße nicht ganz umnebeln läßt. Aber ein bißchen habe ich Dich doch quälen müssen, weil mir das Mißtrauen gestern doch weh tat. Dir auch?“

„Mir auch — Du!“

Der Portier, der die Halle durchschreiten will, um einen Gast einen Brief ins Lesezimmer zu bringen, macht inmitten der Halle auf dem weichen Teppich kehrt und schlägt einen anderen Weg ein. Der Liftton hat es bemerkt, wird neugierig, schleicht vor, lugt mit großen Augen in den dämmrigen Hallenwinkel, bleibt tiefverwundet stehen und schaut mit verklärtem Lächeln diesem Kuße zu.

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

„Du?“ fragt er. „Warum schweigst Du so?“

Sie gibt keine Antwort. Der Stachel geht! Und die Perlen sind wertvoll. Mama wird große Szenen machen, sie ist ja so nervös.

Stumm kommen sie vor das Hotel, stumm gehen sie durch die breite Tür in die Halle hinein. Erwin bleibt stehen, verbeugt sich vor Eva, die mit einem starren Blick dankt. Sie verwehrt ihm ihre Hand, steigt in den Lift, steht dort im Spiegel fröstelnd ihren leeren Hals. „Blamage, Blamage!“ hämmert es in ihr. In ihrem Zimmer ist es ganz still. Eine wirrende Stille. Soll sie schweigen? Soll sie ins Nebenzimmer gehen und ihre Mutter wecken? Den Hoteldirektor zu Rade ziehen? Sich lächerlich machen, sich als Geprüffte bedauern lassen? Gendarmerie wird kommen — Aufsehen — Fragen. Pui! Oder . . . ? Auch das könnte eine Art sein, Aufsehen zu erregen! Morgen spräche dann das ganze Hotel davon. Ja, aber die Rolle, die sie da spielt, ist doch kläglich. Gefügt — bestohlen. Also bleibt nichts als Schweigen. Ja, Mama, meine Perlen, wo ich die habe? Du hast sie schon tagelang nicht gesehen? Ja, ja, ich wollte Dich nicht aufregen . . . Ich fuhr im Boot, ich bückte mich, daß Schloß der Kette sprang auf, ja. Im See liegen sie. Reg' Dich doch nicht auf, liebe Mama . . . Natürlich alles verschweigen. Mama wird schreien, dann weinen, dann wird sie sich beruhigen. Und er? Er wird gewiß noch heute nacht das Hotel verlassen. Zu gern hat sie ihn gehabt. Nicht heulen, mir scheint ich heule um ihn und nicht um meine Perlen . . . Sie betastet ihren Hals, den schönen, geplünderten. Wahnsinnig lieb hab' ich Dich gehabt — Du! Ich schäme mich, ich schäme mich so!

Die Perlen sind nicht da!

Gott's Danksagung

Sinngebung im Alltag

Von Dr. Elisabeth Schneider

Alltag reißt sich an Alltag. Nur selten unterbricht ein leuchtender Festtag die Kette des ewigen Einerseits, die Kampf um das tägliche Brot bedeutet. Der ist oft hart und schwer, ermüdend und aufreibend. Aber auch über ihm kann eine frohe Weihe liegen. Wir müssen nur unsere Seele in ihn hineinbringen. Und gerade die Menschen, die in enger Raum- und Lebensgemeinschaft miteinander leben, die gemeinsam Freude und Leid, Hoffen und Sorgen teilen, die sich gegenseitig rückhaltlos kennen, die mühen um die stille Sammlung, um die festliche kleine Freude, um die rechte Sinngebung im Alltag kämpfen. Ist doch jeder neue Lebensmorgen, jeder neue Tag mit seiner Pflicht ein Geschenk Gottes, eine Freude. Wie man den Tag beginnt, so wird er. Du drückst ihm selber sein Gesicht auf. Wer rasch und freudig aufsteht, die Fenster weit öffnet und in fröhlichen Stößen die verbrauchte Luft ausatmet und in vollen Atemzügen die würzige frische Morgenluft einzieht, der hat schon die mürrischen Geister in sich verdrängt.

Es ist natürlich, daß wir uns als gesunde Menschen alle auf das tägliche Brot freuen. Es mag noch so einfach sein, es kann doch auch im Alltag gefällig angerichtet werden. „Gott schmückt und kränzt die Schale, die er uns füllt. Er schuf der Blumen reiche Pracht, daß sie mit Duft und Glanz die Herzen fröhlich macht.“ Warum sollten wir es ihm nicht nachtun? Es gehört nicht viel dazu. Ein sauberes weißes Tischtuch, blank polierte Teller, sauber gepuhte Bestecke, eine Schale mit Blumen aus Wald und Feld in die Mitte des Tisches! Und vor allem Menschen, ungezwungen und doch gehalten in Ehrfurcht vor dem täglichen Brot! So wird ein fröhliches Mahl, zu dem man nur mit frisch gewaschenen Händen und einem Dankgebet auf den Lippen erscheinen darf. Das wissen bald schon die Kleinen. Etwas von dieser Stimmung klingt im „Häberrmus“ von Hebel wieder. „Kinder das Häberrmus ist fertig, so kommt denn und esset! Betet: Aller Augen — und gebet mir ordentlich Achtung, daß am ruhigen Topf sich keins das Vermischen schwarz macht. So, nun esset und segnet es euch Gott und wachst und gedeihet! Sehet, es hat die Häberrkörnerlein der Vater im Frühjahr zwischen die Furchen gejät und mit fleißiger Hand beegget. Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden sind, dafür kann euer Vater hier nicht, das tat der Vater im Himmel. Gest, Kinder, es schmecke? Wischet die Löffel nun ab und beß ein: Danket dem Herrn! Und jetzt geht in die Schule, dort hängt das Ränzlein am Simse!“

Ganz besondere Aufmerksamkeit müssen wir den Abendstunden schenken. Die Spannung des Tages hat sich gelöst, die Menschen sind aufgeschlossen, ganz besonders empfänglich für die Gemeinschaft. Da muß die Mutter mit feinen Ohren auf den inneren Rhythmus des Tages und seines Geschehens lauschen, daß er harmonisch ausklingen kann in den Abendstunden. Kleinigkeiten im Leben bestimmen oft diesen Rhythmus. Eine frohe Nachricht, ein Unglücksfall in der Nachbarschaft, ein vorzeitiger Sonnenstrahl im Frühjahr, Nebel und Sturm im Herbst, schwere Sorgen des Vaters, kleine Leistungen der Kinder. Da gibt es frohe Plauder- und Beratungsfunden, eifrige Bastei- und Handarbeitsabende, kleine gemeinsame Abendspaziergänge oder ein fröhliches Wandern im Garten. Es werden Volkslieder gesungen! An Erinnerungstagen erzählt der Vater oder die Mutter, liest aus vergilbten Briefen oder einem guten Buch vor. Mutter liest zwar ein wenig funktlos. Aber schließt nur einmal die Augen und tut dafür die inneren Ohren auf: Was für gute und gütige Dinge steigen da aus Mutters

Stimme, wie belebt sich heimlich unsere Stube, wie still wird da unser zerrissenes Tageherz, wie knospet es wieder langsam in dem Erdreich der Familie, wie wachsen wieder längst verdorrt geglaubte Wurzeln!

Die eigentliche Sinngebung unseres Alltags kommt uns von Gott, das dürfen wir nie vergessen. Darum brauchen wir das gemeinsame Familiengebet. Am besten lassen wir unser abendliches Zusammensein in einem

kurzen aber sinnigen Abendgebet ausklingen. Wir empfehlen gemeinsam unsere Sorgen und Nöten, unsere Wünsche und Hoffnungen dem lieben Gott. Wir stellen unsere fernen Lieben in seinen besonderen Schutz. Wir klagen ihm unsere Untreue. Wir legen unseren Tag zurück in seine Hände. Wir bitten ihn, unseren Leib und unsere Seele mit Schlaf zu erquiden, damit wir stark und froh bleiben in seinem Dienst.

Sinngebung im Alltag! Ein Bild in einer Ausstellung der letzten Jahre deutete sie an. Es war ein Meisterwerk. In einer dämmerigen Bauernstube steht vor dem einzigen Fenster ein kleines Tischlein. Und darauf nur eine aufgeschlagene Bibel, ein rundes Bauernbrot, eine brennende Kerze!

Brot der Seele — aus ewigen Quellen gereicht!

Brot des Leibes — von Gott gesegnet!

Im Herzen das ewige Licht der Liebe nach oben gerichtet!

Die Kleinen

Die kleinen Blumen sind oft die schönsten und die kleinen Seelen oft die größten und die unbekannten und unbeachteten Menschen häufig die wertvollsten und gediegensten.

Denn das vergessen wir oft, daß in einem kleinen, armförmigen Körper eine köstlich schöne Seele wohnen kann. Vergeistigte Schönheit der Seele ist nicht abhängig von einem wohlgebauten und schönen Körper, von einer hohen Stirn, von der Beredsamkeit der Zunge und von den Formen der Gesellschaft.

Die schöne Seele kann sich überall entfalten, wenn nur die Gnade ihre Quelle fließt. Und in dem Licht der Gnade wächst die Seele, so wie das Blümlein in dem Tau der Frühe.

Viele gibt es, die unbekannt sind und unbekannt bleiben, die doch das Abelszeichen der Erwählung tragen, die eine Heldenseele beherbergen in einem armförmigen Körper, ja, die wie die Großen wandeln durch den Frontdienst ihrer Tage.

Voll Ehrfurcht habe ich oft auf diese Kleinen geblickt und immer wieder mußte ich denken: wärst du, wie eine dieser, die die Welt nicht kennt, die ihre Lampe wie zur Hochzeit tragen.

G. M.

★

Dank

Viele Maßliebchensterne hängen im grünen Gras. Zarte Falter spannen ihre bunten Flügel darüber. Ueber jedem Blütenstern biegen sie sich so sonnenstolz. Sie freuen sich des lichtdurchfluteten Tages, als wüßten sie von der Schönheit, die er trägt, von dem Segen, den er bringt.

Fernwärts rauscht eine Quelle zu Tal. Ihr Wasser kühlt beiderseits den Wiesengrund. Fremd ist hier die Debe der Steppe und der Ebene staubreiche Trockenheit. Hier ist Wille zum Wachstum, Wille zu Frucht und Segen.

Ein Adersmann schreitet des Weges. Braun ist sein Antlitz vom Schaffen in der Sonne Brand. Hart sind seine Hände, voll Falten und Schwielen. Aber glücklich strahlt sein Auge, das blau von Farbe ist und wie ein Brunnen voll Weisheit scheint. Seine Hände falten sich, als wären sie in der Kirche, um zu danken. Seine Lippen formen sich, als fängen sie ein Lied, das von der Güte Gottes weht. Abwärts stehe ich. Froh ist die Welt um mich. Käfer und Falter hängen im Grün. Weiße Maßliebchensterne heben ihr Haupt. Sonne trinken sie.

Und der Bauer, der voll Weisheit ist und voll Innigkeit und voll Glauben an den der alles gibt, der spricht sein Gebet, als stünde er im geweihten Gewölbe der Kirche unter dem hohen Antlitz des Herrn.

Da danke ich mit. Danke dem Herrn für den Segen, den er in Wiesen und Ader legte, in das Wasser der Quelle und in die Glut der Sonne.

Aber eins meine ich. Der Adersmann mit dem braunen Antlitz und der schwielenharten Hand, der sprach einen tieferen Dank als ich.

Gertrud M a ß e n.

★

Gedanken

Die Aenderung der Welt beginnt bei Dir. Die Zeiten bessern sich niemals von selbst. Jeder macht die Zeit, der sich selbst zu verändern, zu verbessern vermag.

Nur dem Hoffenden kann Gott helfen, dem Verzweifelten niemals.

Wie kein Arzt einem Kranken helfen kann, der sich nicht behandeln läßt, so kann Gott Niemanden helfen, der ihm nicht Vertrauen schenkt.

Emmy S e n n i n g s.



Kinderaugen

Photo Rottmann



Wenn Kinder zuviel Spielzeug haben

Das im Umgang mit der Natur lebende Kind braucht nur ganz wenig künstliches Spielzeug. Es unterhält sich vorzüglich mit abgefallenen Baumästen, mit Sand oder Wasser. Aber das in der Stadt aufwachsende Kind hat zur Heranbildung seiner Sinne ein starkes Bedürfnis nach Spielzeug. Wir müssen ihm deshalb die für seine Entwicklung notwendigen Gegenstände geben: eine Klappe und ein Gummikübel, einen Ball, eine Glocke, eine Puppe und in allmählicher Steigerung das Spielzeug für seine komplizierteren Bedürfnisse.

Die Wichtigkeit einiger Spielgegenstände, immer wieder der gleichen, durch alle Zeiten und für jedes Kind, ist also unbestritten. Dennoch würde ein Kind, das aus irgendeinem Grunde kein eigentliches Spielzeug erhielt, weniger Schaden leiden als ein mit Spielzeug überfülltes. In den meisten Fällen würde es sich aus den es umgebenden Gebrauchsgegenständen seine Welt aufbauen. Da wird die mit einem Taschentuch umwickelte Bierflasche zur heißgeliebten Puppe, ein Stückchen Bindfaden ersetzt eine Pferdeleine, jeder Bogen Papier zum Malen

und Zeichnen bereitet Seligkeiten. So wird oft der Grund gelegt zu der seltenen Tugend der Genügsamkeit.

Eigentlich zu bedauern ist dagegen das mit Spielzeug überfüllte Kind. Wie auf allen Gebieten, so existiert auch hier der Ueberfluß die geistigen Kräfte, die Phantasie verflümmert und macht einer geistigen Trägheit Platz. Eltern, Ihr wißt nicht, was Ihr Euren Kindern antut, wenn Ihr sie mit Geschenken übersättigt. Ich habe Kinderzimmer gesehen, die der Spielwarenabteilung eines Warenhauses glichen. Inmitten der ganzen Pracht wächst das Kind heran, zu keiner Ausdauer beim Spiel mehr fähig, treulos und ohne Beziehung zu seinem Besitz. Unzufriedenheit und Maßlosigkeit im späteren Leben läßt sich doch in diesem Zusammenhang erklären!

Ein großer Aufwand an Spielzeug läßt sich meistens nur bei ganz geringer Qualität des einzelnen Gegenstandes durchführen. Die Puppe, der ein dürriges Gagehemdchen nur auf den Leib geklebt ist — welche Empfindungen muß doch eine solche Aufmachung bei einem natürlichen Kinde erwecken! — ist von Anfang an dazu bestimmt, nicht wichtig genommen und nach kurzer Zeit weggeworfen zu werden. Von dem Gedanken ausgehend, daß Kinder „ja doch alles kaputt machen“, wird minderwertiges, schlecht funktionierendes Spielzeug in Massen hergestellt.

Wer in seinen Kindern von Beginn an ein Gefühl der Achtung gegenüber den Dingen und den Sinn für Qualität wecken will, der wählt mit großer Aufmerksamkeit und Bedachtbarkeit die Dinge aus, mit denen das kleine Kind in seinen ersten aufnahmefähigsten Jahren Umgang hat.

312 Seite



Oben und links: Fahrbares Babykörbchen mit klein geblühten rosa oder hellblauen Batistvolants und passender Decke. — Hemdchen und Mütze aus weißem Batist mit schmaler Spitze und handgestricktem Motiv. — Strampelböckchen aus kleingemusterter Baumwolle. — Leibchen und ankniopfbare Windelböckchen aus feinem Leinen. — Oben und rechts: Ausfahrtsäckchen aus hellem Lammfellstoff. — Vollekleid mit kurzer Passe und schmalen Volants. — Taufkleidchen aus Tüll mit Spitzenblenden. — Lätzchen mit Langellen und Madeirastickerei.

Das alles braucht Baby

Bei der Ausstattung des Säuglings und Kleinkindes hat die Mode nicht viel mitzureden. Es gibt da gewisse unantastbare Gesetze, die die Hilflosigkeit des kleinen Wesens von vornherein vorschreibt. Die moderne Kinderpflege zielt jedoch auf frühzeitige Abhärtung und auf eine möglichst bequeme, die Bewegung in keiner Weise hemmende Kleidung hin, die jedes Zuviel an Aufputz und Garnierung verbannt.